

1840

Erdmann und Marie, eine Legende von Rübezahl

Benedikte Naubert

Description

This title is part of the Sophie digital library. The collection contains numerous texts written by German-speaking women authors who wrote up through the early 20th century. These texts cover a broad spectrum of genres, including novels (often with multiple volumes), stories, dramas, autobiographies, letters, travel journals, music, songs and poetry.

Follow this and additional works at: <https://scholarsarchive.byu.edu/sophiefiction>

Part of the [German Literature Commons](#)

BYU ScholarsArchive Citation

Naubert, Benedikte, "Erdmann und Marie, eine Legende von Rübezahl" (1840). *Prose Fiction*. 275.
<https://scholarsarchive.byu.edu/sophiefiction/275>

This Article is brought to you for free and open access by the Sophie at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Prose Fiction by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Erstes Bändchen

Erdmann und Marie, eine Legende von Rubezahl

Erster Abschnitt

Ungeachtet der Spukereien, welche der gefürchtete Berggeist in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, – in welche unsere Legende fällt – ungescheuter trieb als in unsern jetzigen lichtvollen Zeiten, wagte es doch einst ein kühner Mann, sich mitten in Rubezahl's Gebiet häuslich nieder zu lassen. Dieser Held war weder Kriegsmann noch Philosoph, weder Freidenker noch Geisterbanner, war nichts als ein schlauer, speculativer Gastwirth, dessen Gewinnsucht größer war als seine Furchtsamkeit, und der sich deshalb entschloß, in dem wüstesten, schauerlichsten Theile des Riesengebirges eine Wirthschaft anzulegen.

Der Einfall war so übel nicht, denn an begüterten Reisenden, welche diese Straße zogen, fehlte es nimmer, und die Freuden eines wohlbereiteten Mahles, nebst einem bequemen Nachtlager, hatten für die Pilger, vornehmlich zu Anfang des löblichen Institutes, etwas so überraschend Angenehmes, daß man kein Bedenken trug, sie aufs theuerste zu bezahlen; auch die ärmeren Wanderer gaben für Sicherheit und Obdach, die sie hier so erwünscht vorfanden, willig etwas mehr, als man ihnen sonst bei ihrer sparsamen Zehrung mit Billigkeit hätte abfordern können, wie denn überhaupt Billigkeit die Sache unsers Gasthalters eben nicht war.

Die neuerrichtete Wirthschaft zog, wie alle neuen Dinge, mehr Pilger herbei, als vielleicht außerdem diese Gegend betreten haben würden; wüst und schauerlich war sie damals noch mehr als heut zu Tage – man weiß, was Jahrhunderte für Veränderungen auf der Erdrinde anrichten – und wer sonst vor dem bloßen Namen des Geistergebirges zitterte, wagte sich jetzt nur darum eher hindurch, weil man – Dank sei es der Kühnheit des Wirthes zum Riesen, – nun endlich fand, daß es nicht ganz unbewohnbar sei.

Das Hausschild, welches Meister Melchior's Hotel den Namen gab, war ein wichtiges Problem für Alle die es sahen; die Meinungen darüber waren unzählig, doch theilten sie sich in zwei Hauptclassen: die eine Hälfte der Muthmaßer hielt den schwarzen Giganten mit der Schürstange am Frontespiz des Hauses – Rubezahl's leibhaftiges Ebenbild – für eine hohnsprechende Herausforderung des Originals, seine Identität zu bewei-

2 sen, und pries den Mann, der so viel wagte. Die Andern sagten sich ins Ohr, jene ungeheure Figur sei nichts Geringeres als ein Meister Melchiorn vom Gebirgsherrn persönlich verliehenes Schutz- und Trutzbild, gleich einem kaiserlichen oder königlichen Wappen, um unter dessen Schirm zu handeln und zu wandeln, und das Monopol solches zu thun, gegen Jedermann zu behaupten.

Der Gastwirth, wie schon gesagt, ein schlauer Fuchs, wußte sich sehr geschickt in Alles zu fügen, was ihm von beiden Meinungen zu Ohren kam; gegen die Anhänger der ersten, – meistens starke Geister und Gespensterlügner, deren es selbst damals in den höheren Ständen nicht wenige gab, – nahm er das Ansehen eines Bravo an, der aller Furcht Trotz bietet, und bei den armen Pilgern aus dem niedern Volke, welche die zweite Klasse ausmachten, gewann er eben so viel, wenn er sie in dem Glauben erhielt, er sei der Vertraute und Begünstigte seines Territorial-Herrn.

3 Daß er dieses nicht war, das wußte Niemand besser als er; da er aber bei aller kühnen Wagniß, die wirklich in seinem Unternehmen lag, noch nicht vermerkt hatte, daß dasselbe von dem uralten Eigener des Bezirkes ungnädig aufgenommen würde, so war er ruhig, und begann sich endlich auf die Seite der Ungläubigen zu neigen und der verderblichen Meinung beizupflichten, daß der, welcher sich bei so viel gegebener Ursache zu strenger Ahndung, doch müßig erzeugte, nichts als ein Geschöpf der Phantasie sei, an welches nur die Thoren glaubten; eine Art von Logik, die wirklich dem achtzehnten Jahrhunderte Ehre gemacht haben würde, und die Meister Melchiorn für das Seinige auf einen sehr eminenten Posten stellte.

Melchior's hoher Muth, der im Anfange seiner Wirthschaft nicht selten in kühne Worte und Werke ausbrach, dauerte indeß nur eine kurze Zeit, und schon im zweiten Jahre kam es dahin, daß er Rübezahls Namen, den er zuvor so oft profanirt hatte, nie nannte, des Nachts bei verschlossenen Thüren vor dem bloßen Gedanken an den Berggeist so gut zitterte, als der verirrte Wanderer draussen im wilden Gebirge, und daß er nicht selten davon sprach, wie die Nahrung immer schlechter zu werden beginne, und wie er nicht abgeneigt sei, die ganze Wirthschaft aufzugeben, und wieder wie andere Christen unter Menschen zu wandeln und zu wirken.

Diesen Versicherungen wurde jedoch keineswegs unbedingt Glauben geschenkt; namentlich berechnete das Hausgesinde allein aus den Trinkgeldern, daß die einsiedlerische Gasthalterei im Riesengebirge so gar un-

einträglich nicht sein könne, und daß es also mit Melchiors veränderten Gesinnungen wohl seine verborgenen Bewandnisse haben möge. Ein Jeder hatte für die muthmaßlichen Geheimnisse seines Herrn eine eigne Erklärung. Der Eine behauptete, daß unserm Melchior, als er einst nach Schweidnitz geritten sei, um eine Bestellung von allerlei Wirthschaftsbedürfnissen zu machen, dicht vor der Stadt auf dem kahlen Berge¹ Rübezahl in Gestalt einer Eule erschienen sei, von welchem er wohl Dinge erfahren haben möge, die er Niemand gestehen würde. Ein Anderer wußte, daß der vornehme Herr, der am letzten Feste hier abgestiegen und der von Niemand als von Meister Melchiorn selbst habe bedient sein wollen, die erste Veranlassung zu den Dingen gegeben, die man sich nicht erklären könne; denn als der dienstfertige Gastwirth selbst Hand angelegt habe, dem hohen Reisenden den Stiefel auszuziehen, so sei ihm nebst demselben der ganze hochgräfliche Fuß in den Händen geblieben, und am andern Tage, bei Überreichung der Morgensuppe, habe er den Grafen ohne Kopf im Bette liegend gefunden. Obgleich nun der Fremde, Kopf und Fuß, die aus Versehen bei der Toilette vergessen worden waren, schnell wieder angelegt, und wegen der unziemlichen Gestalt, in welcher er sich betreffen lassen, höflichst um Entschuldigung gebeten habe, so wäre doch der Eindruck von solchen Seltsamkeiten nicht bei Jedermann so leicht zu verwischen, und man könne die Niedergeschlagenheit, welche Herr Melchior seit diesen Geschichten blicken ließe, so sehr eben nicht bewundern.

»Ihr möget sagen was ihr wollt«, rief eine von den Mägden, »so ist der schlimmste Possen, welchen ihm der Herr von Berge – Gott bewahre mich, daß ich ihn nicht beim rechten Namen nenne! – gespielt hat, immer der, welcher vor einem halben Jahre bald uns allen, wie wir hier versammelt sind, das Leben gekostet hätte. Frau Else hat mir im Vertrauen gestanden, daß jene Feuersbrunst, die durch die Wachsamkeit des wackern Erdmann noch zeitig genug gedämpft wurde, aus ihres Vaters Chatouille losgebrochen sei. Heiliger Andreas! nachdem sich der Herr so oft an Rübezahls glühenden Thalern die Hände verbrannt, so hätte er doch wohl so klug sein sollen, dergleichen Teufelswaare nicht in einen hölzernen Kasten zu legen.«

»Metten«, erwiderte einer von den ältesten Knechten »eure Reden sind kühn und verwegen, und ihr bedenkt nicht, daß der, den wir alle ungern

1 Die Eule genannt bis auf den heutigen Tag, aber jetzt kein kahles Gebirg mehr, sondern mit grünenden Fruchtfeldern und lachenden Dörfern bedeckt.

nennen, nicht gleich andern Geistern an Zeit und Ort gebunden ist, daß er sowohl drei Stunden nach Sonnenuntergang als um Mitternacht und in Zwielichten, sowohl in der verriegelten Gesindestube als auf seinen Bergen sich zeigen kann; und was wollen wir thun, wenn in diesem Augenblicke – – –«

»O schweige, schweige!« riefen Alle und das Gespräch hatte ein schnelles Ende; indessen trug es, so wie seine Vorgänger und Nachfolger, viel dazu bei, die Hausgenossenschaft in beständiger Scheu vor einem Wesen zu erhalten, welches eben darum, weil es allen unbekannt war, ihnen desto fürchterlicher dünkte.

6 In Meister Melchiors Hause diente unter andern ein junger Knecht, – eben jener Erdmann, dessen Metten bei Gelegenheit der Feuersbrunst mit Ehren gedacht hatte. Ein rüstiger Bursche von neunzehn Jahren, auf welchen der Hausherr sehr viel hielt, ohne ihm jedoch thätige Beweise seines Wohlwollens zu geben, und welchen alle Weiber des Hauses, von Melchiors Tochter, Frau Elsen an, bis auf die schmutzige Küchenmagd Metten, gern sahen, ohne daß sie ihm abmerken konnten, ob er auch eine von ihnen gern sähe. Erdmann war fleißig und unverdroßen bei der Arbeit, – wie weiland Rübezahl selbst, so lange er als Ackerknecht diente, – kühn und furchtlos, als ob er weder an Gespenst noch Teufel glaubte, und vorsichtig in Worten und Werken, als ob er sich überall unter Geistergewalt fühlte. Die übrige Dienerschaft im Gasthofs hatte sich schon dreimal verändert, und Erdmann hielt bei geringem Lohne noch immer unter Melchiors wunderlicher Herrschaft aus. Es gab Stunden und Zeiten, wo Niemand vom Gesinde sich getraute, nur Wasser aus dem nächsten Felsenbrunnen zu holen; dem muthigen Erdmann war Tag für Nacht gleich. Seit Jahr und Tag zog Meister Melchior nicht mehr nach Schweidnitz, um Vieh für seine Küche einzukaufen, oder nach Hirschberg, um seine dort durchpassirenden Weine frei zu machen, aber Erdmann lag unablässig, zu Roß oder zu Fuß, auf der Straße, besorgte was ihm aufgetragen ward, gut und treulich, und hatte in Summa das ganze Departement der auswärtigen Angelegenheiten unter sich. Trotz allem Eifer konnte er dennoch Meister Melchior nichts zu Danke machen und wenn er auch sein Geschäfte bestens besorgt hatte, so wurde er doch bei der Nachhausekunft regelmäßig getadelt, erhielt schlechte Kost, – denn da er selten zu gehöriger Tafelstunde im Hause war, so bekam er immer nur das Übergebliebene – und nur Frau Else war es, die ihm zur Entschädigung für alle diese Unbilden holde Blicke zuwarf. Niemand wußte, was ihn noch

7

in dem Hause, wo so viele Mühseligkeiten, so wenig Nutzen auf seinen Antheil kam, fest hielt, wenn es nicht die schönen Augen ebengedachter Dame waren. Aber welche Wahrscheinlichkeit, daß ein blühender Jüngling, wie Erdmann, eine fast dreißigjährige, wohlbekinderte Wittwe beachten sollte, die überdieß in Gestalt, Anstand, Thun und Wesen, mehr Ähnlichkeit mit einem pariser Fischweibe, als mit dem Ideale hatte, mit welchem jeder junge Mensch, von dem Prinzen bis auf dem Hirtenknaben, sich hinsichtlich der ersten Liebe zu schmeicheln pflegt!

Wenn Leidenschaft für diese Rahel es nicht war, was dem armen Erdmann seine saueren Dienstjahre leicht machte, wenn der Gedanke, Frau Else daheim zu sehen, ihm nicht seine mühseligen Reisen versüßte, so mußte seine Geduld, wie jede andre Tugend, ihren eignen Lohn mit sich führen, der nicht Jedermann in die Augen fiel. Und in der That, so war es; was uns davon kund geworden ist, wollen wir unsern Lesern mittheilen.

Der junge Knecht Meister Melchior zog seit geraumer Zeit nicht leicht den Weg durch das Gebirge, ohne einen Anblick zu haben, der ihn gleich das erstmal mit innigem Wohlbehagen erfüllte, und der ihm in der Folge so theuer ward, daß er ihn nie ohne Schmerzen missen konnte. – Wenn er den engen Bergweg herab in die Gegend des Rumpelbrunnens kam, aus dessen Schooße sich die Weistriz ins Thal ergießt, da zeigte sich immer nah oder fern eine holde weibliche Gestalt, die Alles in sich vereinigte, was nur zu Erdmanns einfachen Vorstellungen von weiblicher Vollkommenheit paßte. Schön war die Dame so wenig, als stolz und vornehm gekleidet, blendende Reize sowohl, als blendende Tracht, würden die Augen des Jünglings eher zurückgeschreckt als angezogen haben. Ein junges, wohlgewachsenes Mädchen, mit der Blüthe der Gesundheit auf den Wangen, und dem Blicke der Unschuld und Gutherzigkeit im Auge, in einer Kleidung, welche Armuth verrieth, die unter Reinlichkeit und ein wenig weiblichem Hange zum Putze sich versteckte; – ein *solches* Mädchen war es, die Erdmanns Augen nach und nach so fesselte, daß er sie von dem Gegenstande seiner Liebe weder losreißen konnte noch wollte.

Geraume Zeit glaubte Erdmann, daß jenes Mädchen in dieser wüsten Gegend wohne, und als ihm Jedermann versicherte, daß Niemand hier hause, hielt er sie gar so lange für ein neckendes Gespenst, bis er sie einst vor sich her den Weg nach Schweidnitz gehen sah. Aus der Eile, mit welcher sie nach der Stadt zutrippelte, schloß er, daß sie dort zu Hause

gehöre und im Näherkommen überzeugte ihn die Festigkeit ihrer Figur bald, daß hier von keiner täuschenden Geistergestalt die Rede sei.

9 Einholen konnte er sie diesesmal nicht, aber an einem der nächsten Tage, da er des Weges zog, war er glücklicher; er trabte vor ihr vorbei, zog seinen Hut und wünschte einen guten Abend. – Der Anfang war gemacht, man wurde bekannter und Erdmann wagte schon bei dem nächsten Zusammentreffen eine Bemerkung über das Wetter. Nur einsilbig wurde sie von dem schüchternen Mädchen beantwortet, und als Erdmann einige Wochen später, nach mehreren Begegnungen, sich die Frage erlaubte, ob er der Jungfer, da der Weg so böse sei und sie Beide einen Weg gingen, wohl seinen Arm und seinen Stab anbieten dürfe, so erfolgte von ihrer Seite ein deutliches, klares Nein. –

Erdmann konnte nicht begreifen, weshalb er abgewiesen wurde, und frug daher nach dem Grunde ihrer Weigerung.

»Ich diene«, sagte das Mädchen, »bei einer Herrschaft, die es mir nicht verzeihen würde, wenn ich mich von einem jungen Gesellen auf der Straße führen ließe.«

»Ihr dient? und bei wem?«

»Bei einer Herrschaft, die nicht viel reicher ist als ich. Meine Frau und ich ernähren uns mit Spinnen.«

»Und welches Geschäft treibt euch so oft in diese wüste Gegend?«

»Ich trage unsere Arbeit zu den Klosterjungfern im Walde.«

10 »Aber der Ort, wo ich euch so oft sah, liegt ziemlich abwärts vom Marienkloster.«

Das Mädchen erröthete, und sprach nach einer kleinen Pause von dem guten Flachse, den man in dem Dorfe jenseit des Gebirges habe, und von welchen sie ein ziemliches Bündel unter dem Arme trug. Indem sie dies mit großer Bereitwilligkeit aufknüpfte, schien sie sich dadurch bei unserm Erdmann vor jedem Verdachte einer Unwahrheit schützen zu wollen und ihm somit gleichsam ein Recht, sie auszuforschen, zuzuerkennen.

Das Gespräch, das nun schon soweit geführt hatte, konnte nicht so schnell abgebrochen werden. Erdmann erfuhr von seiner Begleiterin noch Manches, erfuhr unter Andern, wie sie an den beiden Hauptpersonen des vorhingenannten Jungfernklosters, nämlich an der Schutzheiligen und an der Domina, ein paar hohe Patroninnen habe, indem die Erste ihre Namensschwester sei, und die Andere, eine Gräfin von Würban, oft selbst mit ihr zu reden pflege und ihr jüngst gar Hoffnung gemacht hätte, sie

könne einst als Aufwärterin in dem von ihren Vorfahren² gestifteten Kloster aufgenommen werden.

In Folge dieser so sehr ausgesponnenen Unterhaltung erlangte Erdmann ungefragt das, was man ihm Anfangs geradezu abgeschlagen hatte, nämlich die Ehre seine Dame zu begleiten. Zwar bediente sie sich weder seines Armes, noch seines Wanderstabes zur Erleichterung des bösen Weges, 11
duldete es aber doch, daß er gemächlich neben ihr herschlenderte, und verabschiedete ihn erst diesseit des letzten Berges, welcher die Stadt versteckte, weil Erdmann in dem niederen Theile von Schweidnitz seine Geschäfte hatte und sie angeblich in der Oberstadt wohnte.

So wußte nun also Erdmann viele wichtige Dinge von der Person, die seine Gedanken seit einiger Zeit so sehr beschäftigte; auch waren ihm Mariens entfernteste und höchste Hoffnungen bekannt, die sich auf die Gnade und Versprechungen der Äbtissin des Marienklosters gründeten. Gerade dieser Theil von der erhaltenen Kunde war es jedoch, der ihm am wenigsten behagte. In dem Gedanken, der hübschen Schweidnitzer Spinnerin einst nicht mehr auf seinen einsamen Wanderungen zu begegnen und sie wohl gar in irgend einem Kloster, und wäre es das Vornehmste von der Welt, als Nonne zu wissen, lag für ihn so viel sein Herz Beängstigendes, daß er immer trauriger ward und nicht eher einige Beruhigung verspürte, bis er Marien, die er mehrmals vergebens aufgesucht hatte, wieder begegnete, und mit ihr von der Sache sprechen konnte.

Erdmann traf jetzt zwar oft mit Marien zusammen, und hätte Alles weitläufig mit ihr bereden können, was ihm auf dem Herzen lag, aber er wußte selbst nicht recht, wie er es einkleiden sollte; auch fehlte es ihm, so bald er sie sah, an Muth, nur den zehnten Theil von dem auszusprechen, was er sich, wenn er sie nicht sah, ausgedacht hatte. Die schöne Jahreszeit ging darüber hin, und es kam der Winter, in welchem er zwar den mühseligen Weg über das Gebirge in den Geschäften seines Herrn oft machte, aber Marien niemals erblickte. 12

Der Dienst bei dem wunderlichen, selten mit sich selbst einigen Meister Melchior ward immer schwerer; der größte Theil des Hausgesindes konnte es nicht länger aushalten, und der einsame Gasthof sah wiederum einmal lauter neue Gesichter. Die Abgehenden riethen unserem Erdmann, ihrem Beispiele zu folgen, aber er wußte wohl warum er blieb; der harte

2 Die Grafen von Würban erbauten im Jahre 1230 das Marienkloster im Walde.

Winter war ja nun fast überstanden, und es nahte der Frühling, wo mildere Witterung ihm Hoffnung gab, seine gute Freundin wieder auf den bekannten Wegen zu treffen. Oft fürchtete er freilich auch, daß Marie vielleicht auf immer für ihn verloren sein könnte, daß sie den Ort ihres Aufenthalts verändert, ins Kloster gegangen, oder gar gestorben sein könnte. Denn seltsam war es, daß er, der Schweidnitz so genau kannte, bei allen seinen Streifereien durch die Stadt, bei allen Bemühungen, sie aufzufinden, sie weder am Fenster, noch auf der Straße, noch endlich in der Kirche erblickte, und allemal traurig und hoffnungslos heimkehren mußte.

13 Das Frühjahr kam; die Tannen und Fichten des Riesengebirges kleideten sich in helleres Grün, der Erdboden schmückte sich mit blühenden Gesträuchen, auf den Spitzen der Berge begann der Schnee zu schmelzen und die Weistritz sprudelte entfesselt aus ihrer Höhle; die meiste Zeit des Jahres ein stiller, friedlicher Bach, der den Waldnymphen einen klaren Spiegel vorhielt, – jetzt durch die fremden Gewässer, die sie in ihren Schoos aufnahm, ein fürchterlicher Strom, welcher der ganzen umliegenden Gegend Verheerung drohte.

Erdmann kannte die Tücke dieses falschen Wassers, das oft in wenig Stunden stieg und fiel, und den unvorsichtigen Wanderer ins Verderben riß, aber er wußte sich zu hüten. Er scheute keinen Umweg, um die Gegenden zu vermeiden, wo an einer ausgetretenen Stelle der Widerschein der Berge den nahen Grund vorspiegelte, und wo der, welcher es wagte, hindurch zu waden, sein Grab fand; auch vermied er die schlüpfrigen, dem Anscheine nach nur mit wenig Wasser bedeckten Stege und den von den heimtückischen Fluthen ausgewaschenen Rand des Weges, der den Strom entlang mit täuschendem Grün prangte, und oft von dem leisesten Fußstritte einstürzte und den Wanderer in die Fluthen begrub.

Nie hatte sich Erdmann weniger nach Mariens Begegnung gesehnt, als in dieser Zeit. Ach! seufzte er, wenn sie noch lebt und in dieser Gegend weilt, so möge sie doch ja ihr guter Engel vor Gefahren schützen, die sie entweder nicht kennt, oder die für sie fast unvermeidlich sind!

14 In solchen Gedanken ging er einst an der Stelle vorüber, wo er Marien im vorigen Jahre so oft getroffen hatte, ohne eigentlich von ihr erfahren zu können, was sie hier mache. Die alten Bäume, welche damals die Höhle beschatteten, aus der sich die Weistritz sonst als ein kleiner Bach hervordrängt, standen jetzt bis fast an die Wipfel in der Fluth; das Ganze war eine große, unabsehbare Wasserfläche, auf welcher hier und da aus-

gerissene Felsstücke, hergeschwemmtes Holz, oder andere Merkmale von der Gewalt des Stromes schwammen. Mitten unter mancherlei Trümmern schwebte eine kleine Masse, wie ein Häufchen blendender Schnee; Erdmann stützte sich auf seinen Stab, und schaute von der sichern Anhöhe, auf welcher er stand, in die Tiefe hinab, auf den kleinen hellen Punkt, der, er wußte selbst nicht warum, sein einziges Augenmerk war. Jetzt trieb die Fluth den weißen Punkt einer Gegend zu, wo das Wasser einen schnellen Abfall nahm, – da erkannte Erdmann deutlich eine Menschengestalt, erkannte, ach! – Mariens blendend weißes Gewand, und das blaßrothe Band, womit sie es aufzuschürzen pflegte.

Beinahe hätte sich der arme Erdmann in der ersten Verzweiflung in die Fluthen gestürzt; nur der Gedanke, hier sei vielleicht noch Rettung möglich, verhinderte eine rasche, unglückliche That. Ohne zu wissen wie, ehe er noch überlegen konnte, was hier zu thun sei, war er schon unten, wo der Strom in niedrigeren Ufern ging, hatte die schnelle Fluth eingeholt, und wartete an einer Stelle, wo das Ufer das Wasser einengte, um die Schwimmende, die er nun in der Nähe ganz deutlich für Marien erkannte, mit einem unterweges aufgegriffenen Baumaste anzuhalten und auf das Ufer zu ziehen. Es galt Lebensgefahr, ehe dieses glückte, allein was ist der Liebe unmöglich? Auch schien ihn eine unsichtbare Hand zu unterstützen und mit ihrer Hilfe lag das geliebte Mädchen bald gerettet auf dem grünen Boden, in der milden Frühlingssonne. Ja, gerettet! denn nachdem der erfahrene Erdmann Alles versucht hatte, was in jenen Zeiten zur Rettung der Ertrunkenen angewendet wurde, schlug sie die Augen auf, und erholte sich in kurzer Zeit so völlig, daß ihr Schutzengel es wagen konnte, sie zum Weitergehen aufzufordern, obgleich er noch nicht wußte, wohin sie sich wenden sollten. Das schwache Mädchen in ihren nassen Kleidern nach ihrer Wohnung in die Stadt zu bringen, schien unmöglich; das Wirthshaus zum Riesen war zwar näher, aber Erdmann kannte seine Herrschaft zu gut, als daß er sich für seine Gefährtin eine freundliche Aufnahme hätte versprechen können. Herr Melchior war hart und geizig, und Frau Else unfreundlich und eifersüchtig gegen jedes erträgliche Mädchen, welches die Aufmerksamkeit dessen erregen konnte, auf den sie allmählig sehr ernstliche Absichten zu äußern begann. Nicht die geringste Handreichung hätte Marie von ihr zu hoffen gehabt, und alle Wünsche Erdmanns gingen nur dahin, sein blasses, zitterndes Mädchen heimlich ins Haus zu bringen, und daselbst von den Mägden, die ihm gewogen waren, einige trockene Kleidungsstücke und etwas warme Suppe

für Marien zu erbitten, damit er sie am andern Tage, vor Aufgang der Sonne, mit einer sich darbietenden Gelegenheit in ihre Heimath schaffen könnte. – Bei diesem in der Stille gefaßten Entschlusse blieb es. Marie kam durch das Hinterpförtchen ins Haus, Metten wärmte und trocknete sie in ihrem schmutzigen Bette, und vor Tagesanbruch, ehe Frau Else im Hause zu rumoren begann, hatte Marie schon auf einem sichern Fuhrwerke den halben Weg nach Schweidnitz zurückgelegt. –

Daß dieses Abenteuer die beiden jungen Leute einander näher brachte, als sie es zuvor waren, läßt sich errathen. Mariens Herz floß von Dankbarkeit gegen ihren Retter über, und Erdmann bekam Muth, von Manchem, was ihm auf dem Herzen lag, vertraulich gegen sie zu reden. Begegnete man sich im Gebirge, so ward Erdmanns Arm und Wanderstab nicht mehr mit schüchternen Sprödigkeit ausgeschlagen, und begegnete man sich nicht, so scheute sich Marie nicht, zu gestehen, daß sie den vergebens erwartet und gesucht habe, mit dem sie schon so oft zusammengetroffen.

»Ach«, setzte sie einmal mit Erröthen hinzu, »das Verlangen, die Stunde nicht zu versäumen, in welcher ich dir vor einem Jahre im schmalen Bergwege zu begegnen pflegte, hat mir schon beinahe das Leben gekostet!«

»Wie so, Marie?«

»Du weißt es so gut als ich, du hast mich ja aus den Fluthen gerettet!«

»Wie? um meinetwillen wärest du in diese Gefahr gerathen?«

17 »Ja, Erdmann! die Thorheit war unverzeihlich, um so viel mehr, als ich gewarnt war.«

»Du sprichst Räthsel! Wo warst du? Wer warnte dich? Und überhaupt was machst du immer in jenem wüsten, grauenvollen Theile des Gebirges, den Niemand gern besucht, und den selbst ich scheue?«

Marie schwieg. »Mein Freund«, fing sie nach einer langen Pause an, »ich that Unrecht, eine Neugier in dir zu erregen, die ich nicht befriedigen darf; wirst du mir verzeihen, wenn ich dir mein Geheimniß nicht vertraue?«

»Wenn du versprichst, mir ein Opfer zu bringen.«

»Welches?«

»Deine Hoffnungen auf eine Versorgung im Kloster.«

»Lieber Erdmann! welche Aussicht bleibt mir außer diese? Meine alte Herrschaft ist todt, ihre Erben sagen mir den Dienst auf. Mein Spinnrocken kann mich nicht ernähren, was soll ich thun? Betteln? Stehlen? Oder

durch die Gnade und unter dem Schutze der ehrwürdigen Domina des Marienklosters ein ruhiges und anständiges Leben führen?«

»Was du thun sollst, Marie? Heirathen sollst du!«

»Und wen? Etwa dich? – Ja, wenn ich dir mit dieser Hand so ein paar tausend Gulden, oder ein hübsches Bauerngut zuzubringen hätte! Aber Armuth! Den Bettelstab! – Nein, Erdmann! du bist mir zu lieb, um dir eine solche Mitgift zu gönnen; du hast Nichts, ich habe Nichts, so bleiben wir am besten von einander!«

18

»Du irrst, Marie, wenn du mich für so arm hältst; wäre ich es auch, so habe ich doch reiche Freunde!«

»Freunde? – Ja, Frau Elsen im Gasthofe! – Heirathe sie, heirathe sie! Bei ihres Vaters Geldkasten wirst du die arme Marie bald vergessen!«

»Marie, laß uns aufrichtig reden: so wenig als ich je eine Andere nehmen werde als dich, so wenig wünschst du, daß dieses geschehen möge; die Thränen, die dir, da du so etwas in den Tag hinein schwatzest, in die Augen kommen, bezeugen es mir, wenn ich es auch sonst nicht wüßte. Daß ich aber andere Freunde habe, als Meister Melchiorn und seine Tochter, könnte ich dir beweisen, wenn ich mich nicht scheute, dir Dinge zu entdecken, die dich auf einmal von diesen Gegenden zurück schrecken, und mich um die einzige Freude meines Lebens, um deinen Anblick bringen könnten.«

»Und gleichwohl, Freund Erdmann, *muß* ich es wissen, wenn ich mich von dir geliebt halten soll!«

Diese Worte, mit allem Nachdruck gesprochen, den ein Mädchen, welches sich geliebt weiß, ihren Forderungen zu geben pflegt, schreckten dem armen Erdmann sein Geheimniß ab; er vergaß ganz, daß ihm vor einigen Minuten ein ähnliches Gesuch hartnäckig abgeschlagen ward, und daß es ihm, so gut als Marien, erlaubt gewesen wäre, mit der nämlichen Beschwörung auf die Befriedigung seiner Neugier zu dringen.

»Du forderst es«, sagte er nach kurzem Bedenken, »du verlangst die Offenbarung meines Geheimnisses als einen Beweis meiner Liebe, und deshalb gebe ich nach. Wisse also, wir wandeln hier im Schatten eines Geistergebirges, Alles rund um uns her ist heilig, vom Gipfel jener himmelhohen Berge bis auf das Moos, das den Stamm dieser Fichte bekleidet; ein mächtiges Wesen ist Beherrscher dieser Gegenden, welches –«

19

»Erdmann, stimme den hohen Ton ein wenig für meine Einfalt herab, und sage mir mit klaren Worten, daß hier das Riesengebirge ist, in welchem der muthwillige Gnome, Rubezahl genannt, hausen soll; Dinge, die

mir schon längst bekannt sind, und die, da ich so oft bei Tag und bei Nacht hier ungehört und ungeschreckt gegangen bin, so wenig Einfluß auf meinen Muth haben, daß du sehr irrst, wenn du glaubst, daß ich darum diese Gegenden fürchten würde.«

»Wie, Marie? leugnest Du Etwas, wovon alle Welt überzeugt ist?«

»Ich leugne Nichts, aber ich vermuthe, daß dieses Wesen, an welches du so fest zu glauben scheinst, entweder keinen Theil an mir habe, oder mich gern in seinen Gebieten dulde, und mir darum freien Aus- und Eingang in denselben gestatte.«

»O, Marie! wäre das Letztere, dann wohl dir und mir! Dann hätten wir Beide einen gemeinschaftlichen Patron an dem guten Berggeiste, denn auch ich glaube mich seiner Gnade rühmen zu können, und vielleicht noch in höherem Grade als du; denn wirst du bloß geduldet, so kann ich mich noch höherer Begünstigungen rühmen, und dieß ist eben das Geheimniß, das du mir entreißest, und das ich dir nicht anders entdecken kann als durch Mittheilung meiner ganzen Lebensgeschichte.«

20

Marie schüttelte schweigend den Kopf und der Erzähler fuhr fort:

»Mein Name ist Erdmann Erdmannsdorf; meine Vorfahren waren mächtige Ritter und Edle, die zwischen ihren Tauf- und Geschlechts-Namen jenes bedeutende Wörtlein einzuschalten pflegten, um welches mich Armuth und Mißgunst gebracht haben. Bei meinen Urahnen kam, wie bei so vielen Menschen, Stolz vor dem Falle. Vor hundert und mehr Jahren ließ sich einer von ihnen, durch die damalige Sucht des Adels, Burgen zu erbauen, verleiten, ein stolzes Schloß auf jenen Berg setzen zu wollen, in dessen Schatten wir nun bald kommen werden. Er wurde gewarnt, man sagte ihm, daß der Herr dieser damals wüsten Gegend, in diesem Punkte so empfindlich sei, als der Bischof von Bamberg, der Herzog von Schwaben und der Graf von Tyrol, die damals um ähnlicher Dinge willen beständig Fehden hatten; aber mein Ahnherr bestand auf seinem Sinne. Man weisagte ihm, daß nicht der erste Schlag zur Ausrottung des wilden Waldes, der auf der gewählten Stelle stand, würde ungehindert gethan werden können, daß Bauleute und Baugeräth dem Grundherrn verfallen wären, und daß Feuer die Gebäude verzehren würde, ehe sie eine Elle hoch über der Erde hervorragten. Diese Prophezeiungen gingen indeß nicht in Erfüllung und mein Ahnherr wurde um so sicherer. Als aber nun die Burg mit ihren fünf stolzen Thürmen in, all ihrer Pracht dastand, da hob sich der unterirdische Reise auf dessen Schultern sie erbaut war, ein wenig

21

empor, die Erde zitterte und das ganze Pigmäenwerk stürzte zusammen.

Es bedurfte Jahre, um den Schaden, den das Erdbeben angerichtet hatte, wieder auszubessern, doch ward der stolze Edelmann, der nun einmal auf jenem Berge ein Schloß haben wollte, und der, um seinen Eigensinn zu befriedigen, keine Kosten scheute, endlich mit seinem Baue fertig. Er hatte gebaut, um im nächsten Jahre eine neue Verheerung zu erfahren. Aus dem Schooße jenes höher liegenden Gebirges stürzten wilde Bergströme hervor, welche den Grund unterwuschen und das neue Schloß in Trümmern davontrugen. Was sie unversehrt ließen, ward vom Wetterstrahl zerstört, denn die Erdgeister stehen mit den Bewohnern der Lüfte in gutem Vernehmen, so daß es dem Gebirgsherrn ein Leichtes war, sie zur Rache seines Schimpfes anzufeuern. Der Gnom war wüthend, und um seinem Feinde alle Möglichkeit zu benehmen, den Eingriff in seine Rechte zu wiederholen, so borgte er noch ein halbes Dutzend Donnerkeile von seinen ätherischen Bundesverwandten, welche in einem Tage alle Besitzungen des Herrn von Erdmannsdorf in Asche verwandelten, und ihn zum Bettler machten. Das weitere Schicksal dieses unglücklichen Mannes habe ich nie umständlich erfahren können, und weiß nur, daß er mit den Seinigen zur tiefsten Niedrigkeit des bürgerlichen Standes herabsank, so daß mein Vater, aus dessen Munde ich alle diese Dinge habe, nichts war, als ein armer Köhler. Oft pflegte dieser, wenn er seinen Meiler geschürt hatte und nun der gethanen Arbeit gegenüber saß, mich von jenen Dingen zu unterhalten, doch konnte er mir den Ort, wo die Rache des Berggeistes wider unsern Ahnherrn begonnen hatte, nicht näher bezeichnen, weil unsere Hütte von der Gegend, wo der Gnom sein Wesen trieb, etwas entfernt lag.

22

Ohne die fürchterliche Stelle, wo die Größe unseres Hauses begraben war, zu kennen oder zu suchen, hatte ich sie schon gefunden. Wenn ich mit den Kindern aus dem Dorfe, das etwa eine Viertelstunde weit von unserer Hütte entfernt lag, im Gebirge spielte, wählte ich immer jene Höhen, die, ich wußte selbst nicht warum, einen besondern Reiz für mich hatten. Ich war der Jüngste unter meinen Gespielen, und doch, als der Muthigste, in Allem, was wir vornahmen, ihr Anführer. Sie folgten mir gern, wohin ich wollte, und achteten es nicht, daß ihre Eltern, wenn sie ihnen sagten, wo wir gespielt hatten, ihnen immer verboten, diese Gegend wieder zu besuchen, weil dort, wie sie sich ausdrückten, der Rübzahl die Leute gern zu necken pflege.

Die Gegend ward uns allen nach und nach so lieb, daß wir trauerten, wenn die Jahreszeit uns den Zugang dahin verschloß, und allemal von

dem Tage an den Frühling rechneten, an dem wir zuerst wieder weiße Steine, die wir im Thale gesammelt hatten, hinauf tragen, und mit denselben das allgemein bekannte Knabenspiel des Anschlagens treiben konnten. Die in die Höhe ragenden schroffen Felsen, und einige Überbleibsel von alten Gemäuer, das wir hier fanden, kamen uns bei unserem Spiele sehr zu Statten, und ein allgemeines Jauchzen entstand, wenn Einer von uns, was nicht selten geschah, statt der hingeworfenen Steine, kleine Silbermünzen im Sande fand. Keiner von uns sah etwas Befremdendes in diesem Funde, Keiner wußte ihn zu schätzen, oder kam auf den Einfall, hier mehr suchen, als uns der Zufall in die Hände spielte; wir waren Alle in dem Alter, wo Habsucht, Neugier und unnützes Forschen der Seele noch fremd sind.

Auch das fanden wir nicht außerordentlich, daß sich oft bei unsern Spielen eine Person zu uns gesellte, die weder mit uns hinaufgekommen war, noch mit uns herabstieg, – ein Mann, dessen Äußeres zwar nicht besonders auffiel, den aber, obgleich wir ihn fast täglich sahen, Keiner von uns recht zu beschreiben wußte, und den wir seiner Kleidung wegen den Langmantel zu nennen pflegten. Langmantel war oft unter uns, und wir hatten uns bald so an ihn gewöhnt, daß wir ihn ungerne mißten, und wenn er einmal nicht da war, ihn unruhig erwarteten, bis er dann meistens, wir wußten selbst nicht wie, plötzlich in unserm Kreise stand, und mit seiner gewohnten Emsigkeit an unsern Spielen Theil nahm. Er trieb Alles, was wir vornahmen, so eifrig, als wir Kinder selbst, erfand kleine Vortheile, die er uns zeigte, las mehr Silberpfennige im Sande auf, als wir Alle zusammen, die er denn unter uns vertheilte, so daß wir nichts an ihm aussetzen hatten, als daß er nie mit uns sprach, und uns immer auf einmal aus den Augen verschwand, ehe wir es uns versahen, was dann meistens auch für uns eine Veranlassung zum Nachhausegehen war.

›Kommt Kinder, der Langmantel ist fort!‹ dies war immer bei uns die Losung zum Abzug, und wenn wir uns einmal verspäteten, so wurde uns auch wohl der Weg durch einen Steinregen von unsichtbarer Hand gewiesen.

Unser Spielgefährte, den wir für Unsersgleichen hielten, ungeachtet er ganz die Gestalt eines Erwachsenen hatte und über uns hervorragte, wie eine Fichte über das niedrige Gesträuch, war nicht immer verträglich; wenn Einer von uns dem Andern Unrecht that, da ermangelte er nicht, derbe Stöße auszutheilen, und zuweilen fiel es ihm auch wohl ohne alle gegebene Ursache ein, die Buben auf einmal den Berg hinabzujagen, und

nur mich, den er nie beleidigte, allein oben zu behalten. – Dies war der erste merkliche Vorzug, dessen ich mich von ihm rühmen konnte. War ich mit ihm allein, so führte er mich tiefer zwischen die Klippen und Trümmer, winkte mir, im Sande zu suchen, und ich verließ ihn selten, ohne beide Hände voll ziemlich großer Münzen gesammelt zu haben, die zu meiner Verwunderung nicht, wie unser gewöhnlicher Fund, weiß, sondern gelb und glänzend waren. Jauchzend verließ ich ihn dann, und kaum hatte ich meine unten wartenden Gespielen erreicht, so wurde der ganze Schatz unter sie ausgetheilt. Ein Steinwurf in den Rücken vom Berge herab, oder ein anderes Zeichen des Unwillens vom Geber war meistens mein Lohn; demohngeachtet aber waren er und ich, sobald wir uns wiedersahen, aufs Neue die besten Freunde. Ich blieb gern bei ihm allein, wenn er die Andern fortjagte, und ersetzte sein Stillschweigen mit meinem kindischen Geschwätze, oder ich erfüllte die Luft mit meinem Geschrei, wenn er plötzlich verschwand und ich ihn hinter allen Klippen vergebens suchte. Von den aufgefundenen Münzen brachte ich nie ein Stück mit nach Haus, und glaube auch, daß lange Zeit Keiner von meinen Gespielen hierin glücklicher war als ich.

25

Der Weg nach dem Dorfe war weit, und der gefundene Schatz, dessen Werth Keiner von uns kannte, blieb sicherlich unterweges zwischen Büschen und Hecken zerstreut liegen, wohin ihn Muthwille und Unachtsamkeit geworfen hatte; denn wäre dieses nicht der Fall gewesen, so wüßte ich nicht, wie das so spät hätte geschehen können, was doch endlich erfolgte. – Einer von den Knaben mochte einmal zufällig einen von unsern kostbaren Spielfennigen mit nach Hause gebracht und erzählt haben, auf welche Weise er dazu gekommen war. Die Sache erregte Aufsehen. Man zeigte das Gefundene so lange im Dorfe herum, bis es endlich an Jemand kam, der Gehalt und Gepräge kannte, Ersteren für lauterer Gold, und Letzteres für Kaiser Konrads aus Schwaben Bild und Überschrift erklärte. Von nun an hatten unsere Wallfahrten nach dem Gebirge und die Spielparthieen mit dem freundlichen Langmantel ein Ende. Die Kinder, – Gott weiß durch welche fürchterliche Erzählungen geschreckt, – wollten nicht mehr hinauf, und ging ich allein dahin, so war es nicht mehr die stille, friedliche Gegend, die mir behagte. Männer mit Spaten und Schaufeln hatten Besitz davon genommen und durchwühlten den Grund, um die verborgenen Reichthümer mühsam aufzusuchen, welche ihre Kinder nicht zu schätzen gewußt hatten. Wahrscheinlich fanden sie Nichts, und noch wahrscheinlicher wurde der Inhaber des gesuchten Schatzes

26

endlich ungeduldig, und trieb sie den Berg hinab, so wie er es mit uns zuweilen gemacht hatte, daß sie das Wiederkommen vergaßen; denn es dauerte nicht lange, so traf ich auf meinem Lieblingsberge wieder die vorige Ruhe und Ordnung, und obgleich ich die Gesellschaft meiner Gespielen daselbst vermißte, weil Keiner mich mehr begleiten wollte, so nahm ich mir doch vor, die mir so lieb gewordene Gegend täglich zu besuchen.

27 Der Eintritt des Winters verhinderte lange Zeit mein Vorhaben und als ich im nächsten Frühjahre jene Höhen wieder bestieg, fand ich den Erdboden mit schönerem Grün als je bekleidet, und kam auf den Gedanken, hier Blumen zu ziehen, wie ich es meinem Vater in seinem kleinen Garten thun sah. Bei dem nächsten Besuche hatte ich eine Hand voll Saamen mitgebracht und ausgestreut, und kurze Zeit darauf fand ich das Gesäete schon aufgegangen und der Blüthe nah. Voll kindischer Freude stand ich bei meiner künftigen Blumenflur, und bemerkte nicht, daß sich Jemand neben mir befand, bis mich auf einmal die Worte: ›Was machst du hier?‹ aus meinem Traume weckten. Sie waren eben nicht in dem freundlichsten Tone gesprochen, als ich mich aber umwandte und meinen alten Bekannten neben mir erblickte, da überwand die Freude über ihn den kleinen Schrecken, und ich hing mich mit dem Ausrufe: ›ach seydt ihr es, lieber Langmantel!‹ an seinen Arm, und sah lachend zu ihm auf. – Er schleuderte mich ziemlich unsanft von sich, und wiederholte seine Frage. – ›Blumen habe ich gesäet, lieber Herr!‹ rief ich mit weinender Stimme. – ›Rüben hast du gesäet‹, erwiederte er, indem er mir mit geballter Faust drohte, ›und wüßte ich, daß du es mit Absicht oder aus Spott gethan hättest, den Hals sollte es dir kosten!‹ Seine fürchterlichen Gebärden schreckten mich so sehr, daß ich schweigend davon lief, aber sein Arm erreichte mich bald, und er zog mich zurück. – Mit Entsetzen mußte ich nun sehen, wie er meine wohlgediehen Saat mit Rumpf und Stiel ausrotete, und jetzt weinte ich bitterlich. ›Hüte dich‹, sagte er, indem er auf die Stelle wies, ›jemals hier wieder Rüben zu säen, aber merke dir den Ort, und wenn einst durch deine Hand jenes Schloß wieder aus seinen Trümmern hervorsteigt, so grabe auf dieser Stelle nach; wo du gesäet hast, sollst du erndten; ich sehe jetzt ein, daß du mich nicht aus Bosheit beleidigtest, und will dir den Schaden vergüten, den in der Vorzeit deine Ahnen durch mich erlitten haben.‹

28 Ich verstand nicht, was der Mann sagen wollte, auch fragte ich ihn so wenig, als ich zu Hause darüber nachdachte. Aber ich unterließ nicht,

fleißig wieder hinauf zu kommen, und verzieh es dem Langmantel, daß er mich damals so sehr geängstigt und gekränkt hatte. Ich traf ihn jedesmal auf dem Berge, aber was er sprach, war kurz und unverständlich; ich erinnere mich nie, wieder eine so lange Rede von ihm gehört zu haben, als er mir zuerst hielt. Er sprach oft mit mir von einem schönen Schlosse, das ehemals hier gestanden habe, und das einst, wenn ich klug und verschwiegen wäre, durch meine Hand wieder hier stehen sollte; auch redete er von unterirdischen Goldadern, die der Boden enthalte, und die mich, wenn ich einst als Eigenthumsherr an der bezeichneten Stelle nachgraben ließe, reicher machen würden als einen Fürsten. Ich hörte den Schall der Worte und merkte sie, aber sie ganz zu verstehen oder zu beherzigen, dazu war ich zu jung; ach! ich sollte ihren Sinn erst dann begreifen lernen, als es für mich zu spät war. Etwas besser beachtete ich seine Geschenke, doch nur weil mir ihr Glanz gefiel, nicht weil ich ihren Werth erkannte. Ein Haufen Goldflittern würde mir eben so großes Vergnügen gemacht haben, als die geränderten goldnen Konrads, von denen er mir immer beim Abschied einige verehrte. Er schärfte mir jedesmal hart ein, sie für mich zu behalten, sie Niemand, – auch meinen Vater nicht – zu zeigen, und überhaupt über Alles, was zwischen uns vorgehe, ein tiefes Stillschweigen zu beobachten, wenn ich nicht seiner Gnade und seines Umganges auf immer verlustig gehen wolle.

29

So verstrich ein ganzer Sommer. Der Winter kam, und so sehr ich mich auch anstrengte, die immer mühseliger werdenden Wanderungen zu meinem seltsamen Freunde noch länger fortzusetzen, so konnte und durfte ich mich doch nach dem ersten Schnee nicht mehr hinauswagen.

Ein trauriger Winter stand mir bevor. Mein Vater hatte bei dem Schüren seiner Meiler Schaden genommen und obwohl ihn der Schäfer aus dem benachbarten Dorfe heilte, so konnte er ihm doch seine verlorren Kräfte nicht wieder geben. Hans Erdmannsdorf welkte sichtlich dahin, und sprach so oft von Tod und Grab, daß ich den guten Vater, an dem mein Herz so sehr hing und dessen Leiden ich so gut zu lindern suchte, als meine kindlichen Kräfte gestatteten, mir schon entrissen glaubte. Große Erleichterungen hätte ich ihm verschaffen können, wenn mir der Werth der Goldpfennige bekannt gewesen wäre, die ich aufgehäuft hatte. Da nämlich die Arbeit gänzlich darnieder lag, so schien uns oft Mangel zu bedrohen, doch kam es nie dazu, daß wir ihn wirklich fühlten. Bald brachte ein alter Schuldner, auf den mein Vater sich nicht mehr besinnen konnte, statt des Geldes einigen Vorrath ins Haus, bald fanden sich in

30

einem längst ausgeleerten Beutel noch einige Groschen, und als mich der Vater einst mit dem einzigen Viehe, das wir besaßen, – einer alten Ziege, – in das nächste Dorf schickte, um sie bei einem Bekannten gegen baares Geld oder Lebensmittel zu verkaufen, da begegnete mir ein noch unerwarteter Glücksfall, welchen ich wegen des Einflusses, den er auf unser Schicksal hatte, nicht unerwähnt lassen darf. Ich ging weinend den Weg nach jenem Dorfe und führte das gute Thier, welches ich so sehr liebte, und von welchem ich mich nun trennen sollte, am Stricke hinter mir her. Da kam mir ein alter Mann entgegen, welcher mich fragte, ob die Ziege mir feil wäre. ›Feil!‹ sagte ich, indem ich mir die Thränen aus den Augen wischte, ›ist sie mir nicht, ich gäbe sie euch nicht um hundert Groschen; aber verkaufen soll ich sie freilich, weil mein Vater und ich sonst morgen kein Brod haben.‹ – ›Gieb mir das Thier!‹ fuhr er fort, ›hier sind zwei Goldstücke!‹ Ich hielt meine Hand hin, und er legte mir ein paar solche glänzende Münzen hinein, wie ich sie oft aus der Hand meines Freundes vom Berge erhalten hatte. ›Nein, Herr!‹ sagte ich, indem ich den Kopf schüttelte, und ihm sein Gold zurück gab, ›solche Dinger habe ich viele daheim, und weiß wohl, daß man sie nur zum Spielen gebrauchen kann.‹ – ›Kleiner Thor!‹ erwiederte er, ›mache die Probe! Hier ist ein Groschen, und hier ein Goldstück; gehe ins Dorf, und versuche, für welches von Beiden du das meiste Brod empfängst.‹ Ich gehorchte und überließ ihm in meiner Einfalt einstweilen die Ziege, unbesorgt, daß er, da er mir doch erst die Hälfte des gebotenen Geldes gezahlt hatte, mit meinem Viehe davon gehen, und mich um die andere Hälfte betrügen könne. Das Schicksal führte mich im Dorfe gleich zu dem einzigen Goldkenner, welcher ehrlich oder schlau genug war, mich von dem Werthe des Goldstückes zu unterrichten, es gegen Silbermünze einzutauschen, und mir für einen kleinen Theil derselben die wichtigsten Hausbedürfnisse einkaufen zu helfen. Er packte sie mir in einen Korb, klagte, daß ich nicht mehr tragen könne, und schalt auf meinen Vater, daß er einem so kleinen Knaben dergleichen schwere Kommissionen aufgetragen habe. Wohl beladen kehrte ich nach Hause zurück, und das Erste, was mir zu Gesichte kam, war meine Ziege, die mir lustig entgegen sprang. – ›Ein fremder Mann,‹ erzählte mein Vater, ›habe sie hergebracht und gesagt, daß er sie im Walde weidend gefunden, und in der Meinung, sie gehöre in dieses Haus, hierher abgeliefert.‹ Ich erzählte dagegen mein Abentheuer, zeigte meinem Vater den mitgebrachten Vorrath und den Überschuß des Geldes, und erregte dadurch bei ihm ebenso große Freude, als ich über die Anwesenheit

31

meiner alten Gespielin fühlte, von welcher ich geglaubt hatte, mich auf ewig trennen zu müssen. Mein Vater hatte seine eignen Gedanken über diesen seltsamen Vorfall, der jedoch keineswegs *meine* Verwunderung erregte, weshalb ich auch gar nicht darüber nachdachte. Vielleicht wäre ich dennoch klug genug gewesen, mich meines heimlichen Schatzes zu erinnern und den Werth desselben zu erkennen, wenn mir nicht Dinge bevorgestanden hätten, die meinen Gedanken eine andere Richtung gaben.

32

Mein Vater wurde nämlich bald darauf finster und schwermüthig; eine geheime Unruhe vermehrte seine körperliche Schwäche und brachte ihn dem Tode nah. Seine Bekannten aus dem benachbarten Dorfe kamen, ihn in seinen letzten Stunden beizustehen; auch der Goldkenner fand sich ein, und sein Erstes war, mich, der das Haus mit seinen Klagen erfüllte, zu entfernen. ›Geh hinaus, mein Kind‹, sagte er, ›erhole dich einige Stunden in der freien Luft; dein Vater wird besser werden, und sollte er sterben, so will *ich* dein Vater sein.‹

Weinend und händeringend durchstrich ich die umliegende Gegend. Unwillkührlich trugen mich meine Füße an den Ort, wo mir oft in Langmantels stiller Gesellschaft so wohl gewesen war, und ich lag bald auf einer meiner Lieblingsstellen im Grase, ohne daß ich wußte, wie ich auf den Berg gekommen war. Es war Frühling so wie heute. Die Sonne lächelte mild herab, an den Ufern der Weistritz, die bereits ruhig, und von den wilden Gewässern gereinigt dahin floß, blühten Tausende von frühzeitigen Blumen, und aus den schwellenden Knospen am Gesträuch drängten sich die jungen Blätter hervor. Ich war nicht blind gegen alle diese Reize der Natur, aber sie erregten in meiner Seele keine Freude, sondern eine unnennbar bittere Empfindung, und lockten einen neuen Thränenstrom hervor.

›Was weinst du denn?‹ fragte auf einmal meines Gespielen wohlbekannte Stimme an meiner Seite. Ich schlug meine von Thränen getrüben Augen nach ihm auf, vermochte aber nicht zu antworten. ›Steh auf!‹ sprach er weiter, ›und sage mir, was dir fehlt; vielleicht kann ich helfen.‹

33

›Ach‹, schluchzte ich, ›hier ist Alles so schön und in unserer Hütte ist es so traurig! Hier lebt Alles, und in unserer Hütte ist der Tod!‹

›Thor!‹ erwiederte er, der mich nicht verstand oder nicht verstehen wollte, ›unten im Thale wird es später Frühling als hier! Vor zwei Monaten lag hier auch noch Eis und Schnee, wo jetzt Blumen blühen, und wenn die Sonne höher steigt, wird der Tod auch aus deiner Hütte weichen müssen.‹

›Ach, mein lieber Herr, Blumen sehe ich wohl wieder blühen und verdorrte Bäume wieder grünen, aber – mein Vater! mein guter Vater! er wird sterben, ehe ich ihn wiedersehe! O könnte ich machen, daß Jugend und Kräfte ihm zurückkehrten, wie diesem wilden Rosenstrauche, der im vorigen Winter verdorrte, und der nun so jung und schön dasteht, wie die Blumen, die sich erst heute entfalteten.‹

›Glaubst du nicht, daß auch Menschen wieder blühen können?‹ fragte er, indem er den Rosenstrauch von allen seinen jungen Blättern entblößte und sie in seinen Mantel sammelte, ›oder fürchtest du, daß die sonst so gütige Natur nur *dein* Geschlecht stiefmütterlich behandle? – Nimm dieses Laub, bestreue damit deines Vaters Lager, und du wirst sehen, was erfolgt; aber eile solches zu thun, denn verloren gegangene Kräfte lassen sich wohl wieder ersetzen, aber die einmal entflohene Seele kehrt nie zurück!‹

Ich verstand sehr wohl, was der Berggeist damit sagen wollte, und ohne zu danken, schüttelte ich das Rosenlaub in meine Mütze, und flog mit Windesschnelle den Berg hinab nach unserer Hütte, wo mein Vater im Sterben lag.

An der Thüre kamen mir unsere Bekannten aus dem Dorfe entgegen, die wieder nach ihrer Heimath gingen, weil es mit dem Kranken, wie sie zu einander sagten, nun doch bald aus sei, und er also ihres Trostes nicht mehr bedürfe.

Ich achtete so wenig auf sie, als sie auf mich, und flog zu dem Bette meines Vaters, bei welchem ich Niemand fand als den Goldkenner, dessen ich schon oft gedacht habe. ›Armes Kind!‹ rief dieser mir entgegen, ›du kommst kaum noch zeitig genug, um deinem sterbenden Vater die Augen zuzudrücken! Betrübe dich indeß nicht so sehr, denn wenn du mir Gehorsam versprichst, so will ich Vaterstelle bei dir vertreten.‹

Ich hörte nicht auf diese Rede, sondern fing an aus meiner Mütze das junge Rosenlaub mit vollen Händen über den Kranken auszustreuen. Es duftete ungewöhnlich stark, der Kranke nießte dreimal und schlug die Augen auf. Der Goldkenner, der meines Vaters Seele schon auf dem Wege nach einer andern Welt geglaubt hatte, erstaunte, – ich aber fuhr fort, die wohlriechenden Blätter auf den sich wieder belebenden Körper des schon halb Entschlafenen auszubreiten, und hatte bald die Genugthuung, einen leisen Druck von seiner Hand zu fühlen, und ihn das Wort ›Erquickung‹ stammeln zu hören.

Von diesem Augenblicke an trat in dem Zustande des Kranken Besserung ein, die durch ihre schnellen Fortschritte den Goldkenner mehr in Verwunderung setzte als mich, der mit dem, was in der Welt möglich und gewöhnlich ist, noch zu wenig bekannt war, um irgend Etwas außerordentlich zu finden. Ich suchte nur das kostbare Rosenlaub sorgfältig zu hüten, damit kein Blättchen davon verloren ginge, und trug es meinem Vater, der am andern Tage schon außer dem Bette sein konnte, überall nach, bis auch das letzte Blättchen davon verwelkte und geruchlos wurde.

›Was ist mit mir vorgegangen?‹ fragte mein Vater, als er am dritten Tage mit mir und dem klugen Manne aus dem Dorfe, der noch immer bei uns verweilte, ins Freie ging. ›Wodurch ist meine Krankheit, mein Schmerz und meine Schwäche verschwunden? Ich fühle mich um dreißig Jahre verjüngt, und stehe hier in der gleichfalls wiedererwachten Natur mit dem vollen Gefühle der Kraft und Gesundheit!‹

›Daß etwas Außerordentliches mit euch vorgegangen ist‹, erwiderte der Andere, ›das sehe ich so gut, als ihr es fühlt; aber um das Wie und Wodurch müßt ihr euren Sohn befragen, der euch wahrscheinlich bessere Auskunft darüber geben kann als ich.‹

›Das junge Laub, mein Vater‹, antwortete ich, ›das ich auf euer Lager streute! – –‹

›Gut, mein Kind‹, fiel dieser ein, ›wie kamst du aber zu dieser Wunderarznei? Wer gab sie dir? Wer entdeckte dir ihre geheimen Kräfte?‹

Ich schwieg; eine innere Stimme verbot mir, diese Fragen aufrichtig zu beantworten, und lügen hatte ich nicht gelernt.

›Mein Sohn‹ fuhr mein Vater fort, indem er mich in seine Arme schloß, ›solltest du vor mir ein Geheimniß haben?‹

›Vater‹, rief ich, indem mir plötzlich die Worte meines geheimen Freundes einfielen, die sich, wie mir dünkte, hier gut wiederholen ließen, ›seht, wie Alles rund umher grünt und blüht! Glaubt ihr nicht, daß auch Menschen wieder blühen können? Fürchtet ihr, daß die sonst so gütige Natur nur unser Geschlecht stiefmütterlich bedenke?‹

Die Männer sahen sich voll Erstaunen über meine Rede an, die ihnen fast zu hoch war, und die in meinem Munde auch gar seltsam klingen mochte.

›Ist das die Sprache eines siebenjährigen Kindes?‹ sagte mein Vater zu seinem Freunde.

›Wie ich euch schon erklärte‹, war die Antwort, ›es muß mit eurem Sohne verborgene Bewandnisse haben. Dieser kleine Knabe, der oft für

die gewöhnlichsten Dinge im menschlichen Leben nicht genug Verstand und Nachsinnen zeigt, spricht bei andern Gelegenheiten oft höher als der gelehrteste Abt. Wäre der Junge mein, ich müßte hinter seine Geheimnisse kommen. Er hat vielleicht Verbindungen, die zuletzt ihm und euch schädlich werden können, so viel äußerlichen Vortheil sie auch Anfangs zu bringen scheinen.«

›Erdmann«, rief mein Vater, ›willst du mir nicht deinen geheimen Freund entdecken, damit ich mit dir vereint ihm für meine wiedererlangte Gesundheit danken kann?«

Ich stürzte mich zu seinen Füßen und weinte.

›Es wird wohl dieselbe Person sein«, fiel der Andere ein, ›die ihm neulich die Ziege mit schwerem Golde abkaufte, und ihm das Vieh obendrein wiedergab.«

›Nein«, sagte ich in meiner Einfalt, ›den Mann kannte ich gar nicht, ich habe ihn weder zuvor noch nachher gesehen!«

›Aber desto besser«, fuhr der Inquisitor fort, ›wirst du den Herrn kennen, der dir den hübschen Vorrath von Goldstücken verehrte, die du in der Hütte verwahrst.«

›Mein Sohn soll so viel Gold besitzen«, – rief hier mein Vater mit Erstaunen – ›ohne mich damit in meiner Armuth zu unterstützen?«

›Vater, mit jenen Goldpfennigen kann man ja nichts Anderes machen, als damit spielen!«

›Daß man sie besser gebrauchen kann«, versetzte der Goldkenner, ›das mußt du wenigstens seit der Zeit wissen, da ich dich eines Bessern belehrte.«

Ich wußte auf diese Rüge nichts zu antworten, denn seit die Krankheit meines Vaters gefährlicher geworden war, hatte ich an meine goldnen Spielpfennige gar nicht mehr gedacht.

›Was du auch gethan haben magst, es sei dir verziehen«, – sprach jetzt mein Vater in einem mildern Tone – ›nur gestehe mir Alles!«

›Vielleicht gewinnt er eher Muth dazu«, sagte der Andere, ›wenn ich euch erzähle was ich theils von der Sache weiß, theils darüber muthmaße. Vor ungefähr einem Jahre brachten einige Kinder aus meinem Dorfe, als sie einst vom Spielen heimkehrten, goldene Münzen mit, die sie auf einem Berge, wohin sie euer Sohn immer zu führen pflegte, von einem Unbekannten erhalten haben wollten. Was die Kinder uns von den Dingen erzählten, die ihnen dort oben begegnet sein sollten, schien uns so lange unglaublich, bis wir uns erinnerten, daß der alte Bewohner dieser Gegen-

den – Rübezahl – gern auf jenem Berge sein Spiel treibe. Unsere Kinder durften von jetzt an den Berg nicht mehr besuchen, wo wir Alten nun vergebens nach den Schätzen des Berggeistes gruben. Euer Sohn ist jedoch, wie ich aus sicherer Hand weiß, nach wie vor auf dem Berge ab und zu gegangen, und mag der arge Versucher ihm wohl schon ganz bethört haben. Durch schnödes Gold hat er den Samen des Geizes in sein Herz gestreut, und dieses, wie der Erfolg ausweist, sogar gegen seinen eignen Vater verhärtet. Daß euer Sohn heimliche Schätze habe, ward mir schon längst kund, denn man hat ihn an Orten, wo er sich unbemerkt glaubte, mit den Goldmünzen spielen sehen. Noch klarer ward mir die Sache, als er ein Goldstück bei mir verwechselte, und völlig kam ich hinter sein Geheimniß, als ich das aufgehäuften Sündengold einst, – ich versichere euch, von ungefähr und ganz ungesucht – in einem Winkel eurer Hütte fand. Seht nun zu, wie ihr von dem Buben genauere Auskunft über das schreckliche Geheimniß erhaltet! Ich gehe in die nächste Stadt, um der Obrigkeit anzuzeigen, was ich mit gutem Gewissen nicht länger verschweigen kann.◀

39

Mein Vater starrte mich mit Erstaunen an; ich weinte, und mein Verräther, der die Wahrheit seiner Aussage durch den Augenschein bekräftigen wollte, holte aus der Hütte meinen kleinen Schatz, der sich auf ungefähr drittelhalb hundert Stück goldene Konrads belief, und legte ihn meinem Vater vor.

Jetzt drang mein Vater nicht mehr mit Fragen in mich, und suchte sich den Mann, den er sicherlich so sehr verabscheute, als ich, mit einer Hand voll Gold vom Halse zu schaffen. Des Mannes Habgier war jedoch damit noch nicht befriedigt, und erst durch eine zweite und dritte Gabe konnte von ihm das Versprechen, die Sache zu verschweigen, erkaufte werden.

Endlich verließ er uns und wir waren allein. Aber anstatt daß meine Prüfung vorbei sein sollte, wie ich gehofft hatte, so ging dieselbe nun erst recht an. Mich gegen das ungestüme, unbefugte Ausforschen eines Fremden zu vertheidigen, dabei leistet mir schon der jedem Knaben angeborne Starrsinn gute Dienste, und Verschwiegenheit gegen einen solchen Inquisitor war eben keine Heldentugend zu nennen; aber was für Waffen hatte ich, um einem Vater zu widerstehen, den ich so sehr liebte und den ich unbedingt Gehorsam zu leisten gewohnt war?

40

Mein Vater fragte nicht, – er bat, er sah mich liebevoll und bekümmert an, er gestand mir, daß schon der seltsame Handel mit der verkauften und wiedergebrachten Ziege ihn nachdenkend gemacht, und daß Besorgniß

über Etwas, das er nicht zu nennen gewußt, ihn selbst dem Grabe nahe gebracht habe. Wenn ich auf meinem Stillschweigen noch länger beharrte, so würden Gram und Furcht ihn bald wieder auf das Krankenlager werfen, und dann dürfte ich nicht hoffen, ihm abermals zu helfen, denn er würde solche unnatürliche Hilfe bestimmt zurückweisen!

Es hätte nicht die Hälfte von diesen Ermahnungen bedurft, um mir mein Geheimniß zu entreißen. Mein Vater erfuhr Alles, und zitternd stand ich vor ihm, das Urtheil zu hören, das er über mein Verhalten fällen würde.

›Ich weiß dich in keiner Beziehung zu tadeln‹, sagte er nach einer langen Pause, ›dein kindischer Unverstand entschuldigt es, daß du deinem unheimlichen Bekannten so großes Vertrauen schenktest.‹

›Und werde ich den Mann auf dem Berge wiedersehen, werde ich seine Geschenke behalten dürfen?‹

›Das Wichtigste derselben, meine Gesundheit, können wir ihm doch nicht zurückgeben; was bleibt uns also übrig als Dank?‹

›Und danken wollen wir ihm gleich, Vater! Kommt mit mir, ihr sollt ihn sehen, sollt ihm selbst danken!‹

›Kannst du noch wünschen, ihn wieder zu sehen, da du doch jetzt weißt, wer er ist? – Ein Geist, ein Gespenst, allem Vermuthen nach der berühmte Rübezahl!‹

›Ein Geist? – Was ist denn ein Geist?‹

›Wunderliche Frage! Ein Geist ist – ist – Kurz ein Geist ist ein ganz anderes Geschöpf als wir!‹

›Aber meine Ziege und die Vögel im Walde sind ja auch ganz andere Geschöpfe als ich, und doch halten wir gute Freundschaft!‹

›Diese Vergleichung paßt nicht, mein Sohn; der mächtige Berggeist ist ein höheres Wesen als du, ist ein Wesen von so zweifelhaftem Rufe, daß es von den meisten Menschen unter die bösen Geister gezählt wird.‹

›Und doch hat sich dieser Geist immer so gütig gegen mich gezeigt! Er wird auch euch nichts zu Leide thun. Kommt, kommt, laßt uns nur auf den Berg gehen!‹

Und wir gingen; ich hüpfte singend voran, und mein Vater folgte ängstlich nach.

Er erstaunte, als ich ihm den Berg zeigte, der das Ziel unserer kleinen Reise war. ›Was sehe ich?‹ rief er, ›die nämliche Stelle, wo einst die Burg unserer Ahnen stand, die Rübezahl zertrümmerte! – Sollte hier eine höhere

Schickung im Spiele sein? Sollte hier dem Enkel vielleicht das ersetzt werden, was die Voreltern verloren?«

Bei diesen Worten erinnerte ich mich der ähnlichen Rede des Berggeistes, von der ich gegen meinen Vater noch nichts erwähnt hatte, und erzählte ihm daher nun, wie mein seltsamer Freund davon gesprochen habe, daß ich einst an dieser Stelle ein Schloß erbauen würde, und daß unter der zerstörten Rübensaat Goldadern verborgen lägen, deren Besitz mich reicher als einen Fürsten machen würde.

Mein Vater sah mich mit Erstaunen an; »du armes, kleines, einfältiges Geschöpf«, rief er, »du solltest von dem Schicksale zu so großen Dingen bestimmt sein?«

Ich konnte nicht begreifen, weshalb sich mein Vater über die Prophezeiung des Berggeistes, die ich zwar wörtlich wiederholt, deren Sinn ich aber nie ganz verstanden hatte, so sehr wunderte. Ohne daher zu antworten, trieb ich meinen Vater nur zur Eile an, damit wir den Berg zeitig genug erreichen und wieder verlassen könnten, denn ich fürchtete, daß uns sonst der Langmantel von dem Berge verjagen würde.

Schon begann es im Walde zu dämmern, und obgleich wir tüchtig zuschritten, so blieb das Gebirge doch immer gleichweit von uns entfernt, als ob wir uns nicht von der Stelle bewegt hätten, bis uns endlich ein schreckliches Unwetter nöthigte, für heute gänzlich von unserm Vorhaben abzustehen.

Am andern Tage wanderten wir abermals nach dem Berge und kamen auch glücklich hinauf. Hier fanden wir jedoch Alles öde und grausend; die von mir so sehr geliebte Gegend schien sich ganz verändert zu haben, und nur die Ruinen des Schlosses, und der von Rübzahl entblätterte, nunmehr ganz verdorrte Rosenstrauch, waren mir noch kenntlich. Wir warteten einen ganzen Tag vergebens auf unsern Wohlthäter, bis wir, weil wir uns verspätet hatten, endlich durch einen Steinregen nach Hause gewiesen wurden.

Mein Vater verlangte nicht, diese Stelle wiederzusehen; ich besuchte sie täglich, indem ich hoffte, der Berggeist würde sich mir eher zeigen, wenn ich allein wäre; aber ich schien die Gnade meines Freundes auf ewig verscherzt zu haben und sollte ihn nie wieder erblicken.

Dennoch beharrte ich auf meiner Vorliebe für den Berg, und die Stunden, die ich daselbst zubachte, waren die seligsten meines Lebens. Eines Tages, als ich an der Seite des verdorrten Strauches, mit dessen Blättern ich meinem Vater das Leben gerettet hatte, entschlummert war,

träumte ich, der Berggeist stehe an meiner Seite, und betrachte mich mit zärtlichen, kummervollen Blicken. ›Wie ich dich liebte!‹ flüsterte er, als rede er mit sich selbst. ›Welch ein Loos ich dir bestimmte! Und dies ist Alles nun vorüber! Doch die Prüfungen, die ich dir sandte, waren für deine Jahre zu hart; du bist zu entschuldigen. Ganz verlassen werde ich dich nie, und einen Schatz wirst du noch immer in meinen Gebirgen finden, – aber jetzt: fliehe, fliehe!‹

Mit Schrecken erwachte ich bei den letzten Worten, und weil ich an der sinkenden Sonne sah, daß wirklich die verbotene Stunde nahte, eilte ich nach Hause.

44

Als ich meinem Vater den wunderbaren Traum erzählt hatte, meinte er nur, es sei gut, daß ich die Ermahnungen zur Flucht eilend benutzt habe, und noch besser würde es sein, wenn ich mir für die Zukunft einen andern Spaziergang wählte.

Ich hatte nicht Zeit, mich zu bedenken, ob ich diesen Rath befolgen sollte, oder nicht, denn schon am andern Tage erfuhren wir Dinge, die uns fast auf den Gedanken bringen konnten, die Warnung des Berggeistes: ›Fliehe! Fliehe!‹ habe noch einen andern Sinn gehabt, als wir ihr gaben.

Es hatte nämlich der verrätherische Freund – der Goldkenner – meinen Vater wirklich in der Stadt als einen Bundesverwandten böser Geister angegeben, und da der Arm der Gerechtigkeit damals diejenigen, die man dessen beschuldigte, was man heut zu Tage Hexerei nennt, schwer und unerbittlich bestrafte, so würde meinen Vater weder seine Unschuld, noch mich meine zarte Kindheit vom Flammentode gerettet haben, wenn wir anders nicht noch zeitig von der uns drohenden Gefahr benachrichtigt worden wären. Ein Reisender, den mein Vater mit Milch und Brod labte, war so menschlich, uns zu warnen, obgleich wir ihm so unbekannt waren als er uns. Wir nahmen den kleinen Rest des Rübezahl'schen Schatzes, den wir vor der unersättlichen Habgier des Goldkenners gerettet hatten, sorgfältig zusammen, und gingen in die Fremde, wo mein Vater, der sich stark genug fühlte, das Schwert zu führen, Kriegsdienste nahm. Zehn Jahre lang hatte er dem Kaiser und dem Reiche treu und tapfer gedient, als ich, der nun auch herangewachsen war, gleichfalls zu den Waffen griff. Kaum hatte ich die ersten Proben von meinem Muthe abgelegt, – da wurde es Friede, und bald darauf lag mein Vater an einer in der letzten Schlacht erhaltenen Wunde sterbend danieder. – Er hatte während der letzten zehn Jahre nie mit mir von den Abenteuern meiner Kindheit gesprochen, in seinen letzten Stunden aber erwähnte er sie. ›Fordre deinen

45

ehrliehen Abschied vom Heere«, sagte er, »und kehre heim ins Gebirge, wo du geboren bist. Du weißt, daß du daselbst einen mächtigen Freund hast, und daß dieser dir versprochen hat, du sollest einen Schatz in seinen Gebieten finden; nun fühle ich zwar jetzt im Grunde der Seele, wie gering irdische Schätze zu achten sind, aber wer weiß, ob man nicht jene Worte anders deuten kann. Auch darf ein so ganz verlassenes Geschöpf, wie du nach meinem Tode sein wirst, sein Glück auf keine Weise vernachlässigen!«

Der gute Vater starb, und aus Kummer über seinen Tod verfiel ich in eine schwere Krankheit, von der ich mich nur langsam erholte. Als ich wieder genesen war, gedachte ich seines letzten Willens, zog heim in diese Gegenden, und ging, weil ich kein Handwerk gelernt hatte, das mich nähren konnte, in die Dienste Meister Melchiors, welcher eben damals das Gasthaus zum Riesen erst gebaut hatte. So mühselig nun auch mein Dienst ist, und so wenig mir auch meine Herrschaft gefällt, so habe ich doch Gründe genug, in dieser Gegend zu bleiben und in meinem Dienste auszuharren. Anfangs hielt mich die Erwartung des von Rübezahl versprochenen Schatzes, den ich hier finden sollte, fest, und nun thut es die Freude ihn gefunden zu haben.«

46

»Wie? Du hast ihn gefunden?« rief hier Marie voll Erstaunen.

»Ja, Marie, obwohl ich ihn noch nicht ganz mein nennen kann. Du, mein gutes Mädchen, bist der von Rübezahl mir versprochene Schatz! Mein Herz sagt es mir, daß ich nie einen andern finden werde, und daß ich auch, um glücklich zu sein, keines andern bedarf.« –

Marien's Augen füllten sich bei diesen Worten, die sie von Erdmann's großer Liebe überzeugten, mit Thränen, und ganz ergriffen, vermochte sie nur, ihm durch einen Händedruck zu danken. »Armer Erdmann!« sagte sie nach einer langen Pause, »wie bist du zu beklagen, wenn dein Patron keinen bessern Schatz für dich aufbewahrte, als ein Mädchen, das Nichts besitzt, als ein treues, ehrliches Herz, und fleißige Hände, die jedoch nicht einmal im Stande sind, sie selbst zu ernähren, geschweige dir dein Leben, so wie sie wünschte, zu erleichtern.«

»Marie, weißt du nicht, was geschrieben steht? Wem ein tugendsam Weib bescheert wird – –«

»O möchte, möchte ich dich doch ganz verdienen!«

»Und wie ich dir schon gesagt habe, arm bin ich nicht. Ich zog nicht leicht dieses Weges, ohne Etwas zu finden, – was ich jetzt eben hier wiederfinden und dir zum Mahlschatz schenken werde.« Hier bückte sich Erdmann, und hob Etwas von der Erde auf, das er vom Staube reinigte

47 und ihr in die Hand drückte. Mit Erstaunen sah Marie, die nicht so unerfahren war, wie weiland der kleine Erdmann, ein glänzendes Goldstück, und als Beide es genauer betrachteten, so wurden sie auf dem Gepräge zwei ineinandergeschlungene Hände gewahr, von einer lateinischen Umschrift umgeben, die sie jedoch nicht lesen konnten. Ein seltenes Schaustück, die einzige Münze, welche Konrad von Schwaben während seines kurzen Kriegszuges, und zum Andenken der zwischen ihm und Friedrich von Östreich bestehenden Freundschaft hatte schlagen lassen! – Liebende deuten gern Alles zu ihren Gunsten, – so auch Erdmann und Marie, die sich über das Symbol der Vereinigung, was sich auf der Münze vorfand, ungemein freuten, und die ihre Gedanken durch eine herzliche Umarmung – die erste, welche von den unschuldigen Seelen noch gewagt worden war, – ausdrückten.

»Wie ich dir sage«, fuhr Erdmann nach einer Weile in seiner Erzählung fort, »dergleichen Goldmünzen habe ich hier viele gefunden; zwar nicht mit dem seltenen und schönen Gepräge, wie diese hier, die der gute Berggeist wohl besonders zu unserer Verlobung aufgehoben haben mag, aber doch ähnlich genug, um den Geber errathen zu können. Ich besitze davon eine ziemliche Anzahl und würde ihrer noch mehr haben, wenn ich es nicht für Pflicht hielte, wenigstens den achten oder zehnten Fund, den ich hier thue, in die Hände der Armuth zu legen. Der Vorwurf, den ich einst aus dem Munde meines Verräthers hören mußte, als habe mich ein böser Geist bethört, der mein Herz durch Goldgier zu verhärteten suche, schmerzt mich noch immer, und ich wollte lieber, der wohlthätige Berggeist nähme alle seine Gaben zurück, als daß er mich zum hartherzigen Reichen machte.«

48 »Das wird Erdmann nie werden«, rief Marie, »aber wohl scheint es mir, als wenn du dir zu viel von deinem Rübezahl versprächst! Ich fürchte, er bekümmert sich wenig um dich, und du kannst die Goldstücke, welche du als Knabe hier mit vollen Händen austreuest, jetzt wohl wieder finden, ohne daß er dabei die Hand im Spiele zu haben braucht.«

»Glaube davon, was du willst; *mir* wird es immer sonderbar vorkommen, daß nur ich, nie ein Anderer, der glückliche Finder bin, und daß ich oft, wenn ich auf meinen Wegen einen Begleiter hatte, wahrnehmen mußte, wie für diesen selbst offen im Wege liegende Goldstücke unsichtbar waren. Ich habe oft zu meinem Reisegefährten gesagt: ›Lieber Gesell, hebe auf, was vor deinen Füßen flimmert, es ist ein guter Reisepfennig!‹ – und er hat mir dann das, was ich noch beim Aufheben für ein Goldstück erkannte,

lachend als einen Rübenschnitt oder eine verwitterte Glasscherbe vor die Augen gehalten.

Auch sind die milden Spenden des Berggeistes nicht die einzigen Gunstbezeugungen, deren ich mich von ihm zu erfreuen habe. Überall – so dünkt es mir, – steht er mir rathend und helfend zur Seite. Verirre ich mich im Walde, so gesellt sich bald irgend eine Person zu mir, die mich wieder auf den rechten Pfad bringt. Führt mich mein Weg nach einem Orte, wo ein Unglück geschehen soll, so hält mich immer etwas unterwegs auf, daß ich zu spät komme, um davon betroffen werden zu können, und wartet irgendwo eine Freude auf mich, so werde ich von den Flügeln des Windes dahin getragen. Der wunderbaren Rettungen auf meinen oft gefahrvollen Wegen hier im Gebirge sind unzählige, und selbst deine Rettung, Marie, war ein Werk, das, wenn ich mir alle Umstände recht überlege, nicht ganz auf Rechnung meiner Kräfte und meines guten Willens zu schreiben ist.«

49

»Verzeihe, Erdmann, wenn ich dir wenigstens hierin widerspreche! Ich möchte nicht gern den Dank für mein Leben zwischen dir und einem Wesen theilen, das ich nicht kenne, und mit dem ich mich auch nicht befassen mag. Überhaupt, mein Freund, traue nicht zu viel auf deinen Gönner aus der Geisterwelt. Ist es schon mit großen Herren mißlich umzugehen, die doch Menschen sind, wie wir, wie viel mehr mit jenen ätherischen Geschöpfen, denen wir Staubbewohner wahrscheinlich nicht mehr sind, als dem spielenden Knaben der Schmetterling, der in seiner Hand flattert.«

»Bedenke, Marie, daß die Geister, zu welchen jenes unbekannte Wesen wahrscheinlich zu rechnen ist, keine Menschenhasser sind.«

»Das glaube ich dir herzlich gern! – Der Knabe mit dem bunten Schmetterlinge haßt das kleine Thierchen auch nicht, das zwischen seinen Fingern zappelt, er bewundert, er liebt es vielmehr, aber – seine Liebkosungen bringen ihm den Tod. – Ach, lieber Erdmann, ich habe in dieser Beziehung traurigere Erfahrungen gemacht, als du wahrscheinlich denkst; ich könnte dir Dinge erzählen – doch du sollst sie erfahren, so wie überhaupt meine ganze Lebensgeschichte; ich bin es dir schuldig, eben so offenherzig gegen dich zu sein, als du es gegen mich warst.

50

Für heute müssen wir uns jedoch trennen, denn schon verschwindet die Sonne hinter jenen Bergen; aber morgen komme zeitig, wenn du kannst, damit ich meine Geschichte auf einmal ende.«

51 Ehe sie schieden, schenkte Marie ihrem Verlobten noch einen dünnen, silbernen Fingerreif, den sie immer zu tragen pflegte, und der das einzige Kleinod war, das sie besaß. Er dagegen versprach, morgen den Beutel mitzubringen, in welchem er seinen Schatz verwahrte, um sie durch den Augenschein von der Mildthätigkeit seines Patrons zu überzeugen.

Zweiter Abschnitt.

Die Ludlams-Höhle

Als Erdmann nach Hause kam, schalt Vater Melchior, Frau Else rumorte mit Tiegeln und Töpfen, und die schmutzige Metten weinte bitterlich. Das arme Geschöpf war nur aus Neigung für Erdmann, die sie mit allen Einwohnerinnen des Gasthofs zum Riesen theilte, damals in ihrem Dienste geblieben, als das übrige Gesinde abgezogen, und um seinetwillen mußte sie jetzt leiden. Als sie Marien, wie wir schon erzählt, heimlich bewirthe, und in ihrem Bette getrocknet und gewärmt hatte, da schenkte ihr das dankbare Mädchen ein seidnes Tuch, – ihren liebsten Staat, – den sie bei der Wassergefahr um den Hals getragen hatte. Diese Kostbarkeit hatte die strenge Hausregentin in der Garderobe der armen Dirne entdeckt und durch gewaltsames Forschen das ganze Geheimniß, so weit es der Inquisition bekannt war, heraus gebracht.

52 »Es ist eine Schände«, brummte Else, als Erdmann in die Küche trat, »für einen sonst so wackern jungen Burschen, sich mit gemeinen Dirnen abzugeben, und sie der Herrschaft ins Haus zu bringen. Als wenn es nicht brave und redliche Weiber gäbe, die sein Glück machen könnten!« – Herr Melchior aber sagte: »höre, Gesell, wenn ich dir gewogen bleiben soll, so laß ab von deiner Marie, die ich wohl kenne! Sie wohnt zu Schweidnitz in der Judenstadt, und ist eine Landläuferin, eine Guglerin – «

»Oder gar eine Jüdin«, fiel Frau Else ein; »Niemand weiß, woher sie gestoben oder geflogen ist, und kein gutes Haar ist an ihr!«

Erdmann stand wie versteinert über das Ungewitter, das ihn hier erwartete, und hielt es für das Klügste, es austoben zu lassen, ohne sein Stillschweigen zu brechen. Metten mußte noch dieselbe Nacht aus dem Hause. Erdmann gab ihr in der Stille einige von seinen Goldstücken auf den Weg, und verschloß sich nach verrichteter Hausarbeit in sein Kämmerlein, um über das, was ihm begegnet war, nachzudenken.

Die schweren Beschuldigungen, die Meister Melchior und seine Tochter gegen die arme Marie vorgebracht hatten, verfehlten nicht, auf Erdmann einen großen Eindruck zu machen. Zwar erweckten sie bei ihm kein Mißtrauen gegen die Geliebte, aber sie erzeugten doch eine quälende Unruhe. – Mit Sehnsucht harrete er dem Tage entgegen, der ihm über die Verhältnisse der so sehr angeklagten Marie Aufschluß geben sollte, und schon fürchtete er, daß er vielleicht verhindert werden könnte, mit dieser zusammenzutreffen. Beinahe wäre dieß der Fall gewesen, denn Frau Else war am andern Morgen sehr gegen die beabsichtigte Wanderung und erst, als es sich erwies, daß gerade heute höchst wichtige Aufträge in der Stadt zu besorgen waren, die keinen Aufschub litten, wurde ihm gestattet, den Weg dahin anzutreten. Beim Fortgehen entließ man ihn mit der ernststen Verwarnung, dießmal nicht so lange auszubleiben wie gewöhnlich, und die Possen mit der verlaufenen Dirne unterwegs zu lassen.

53

Erdmann kümmerte sich wenig um diese Ermahnungen, und war entschlossen, zu thun, was ihm beliebte, nicht was die unbefugten Richter seiner Handlungen ihm vorschrieben. Wie immer, glückte es ihm auch diesmal, seine Geschäfte in ganz kurzer Zeit abzumachen. Ehe man noch im Gasthofs glauben konnte, er habe jetzt die Stadt erreicht, war schon daselbst Alles ausgerichtet, und bald saß er an der gewöhnlichen Stelle an Mariens Seite, die er jedoch in einer traurigen Stimmung fand.

Zurückhaltung und unnöthige Umschweife sind die Quellen der unheilbarsten Zwistigkeiten; es würden sich im wirklichen Leben, so wie in der Romanenwelt, nicht so viele Verwirrungen finden, wenn man überall fein gerade zu Werke ginge, wie Erdmann that. Man hatte ihm Etwas wider sein Mädchen in den Kopf gesetzt, und kaum war er eine Viertelstunde mit ihr zusammen, so wußte sie schon Alles, was man Schlimmes von ihr gesagt hatte.

Marien's Mienen verzogen sich bei Erdmann's Mittheilung halb zum Lachen, halb zum Weinen, und erst nach einer langen Pause fing sie zu sprechen an:

54

»Was sich die Leute doch für große Mühe gehen«, rief sie, »eine Liebe zu stören, von welcher noch Keines von uns weiß, ob der Himmel seine Zustimmung dazu geben wird.«

»Ich hoffe, Marie, wir haben die Zustimmung des Himmels und aller guten Geister, wenn du nur im Stande bist, die Beschuldigungen zu entkräften, die man gegen dich vorgebracht hat.«

»Was würdest du nun aber thun, wenn der größte Theil jener Beschuldigungen auf Wahrheit beruhte?«

»Du erschreckst mich, Marie! Und doch, ich fühle es, würde ich nie aufhören, dich zu lieben, möchte es auch mit dir stehen, wie es wollte! – O rede, und reiße mich aus meiner Ungewißheit!«

»Man nennt mich eine Landläuferin! – gut, wenn ein armes, von seinem Vaterlande entferntes Mädchen diesen Namen verdient, so bin ich es. Eine Guglerin³! – bezeichnet man mit dieser Benennung die Britten, welche vor einigen Jahren mit dem Schwerte in der Hand das feste Land betraten und hier Wunder der Tapferkeit verrichteten, so gehöre ich allerdings zu diesem Geschlechte, denn ich bin eine Engländerin, wie du heute aus meiner Geschichte ohnedem vernommen haben würdest. – Eine Jüdin soll ich auch sein – – –«

»Nun? du sollst? Was wirst du auf diese Beschuldigung erwidern?«

»Sage mir, Erdmann, war der Menschenfreund im Evangelio, der den unter die Mörder Gefallenen pflegte und verband, ein Jude?«

»Nein! Aber ich sehe nicht ein, was du mit dieser Frage willst.«

»Ich wünschte nur zu wissen, ob etwa Jemand, der mit einem Juden in Berührung kommt, ebenfalls als ein solcher angesehen werden kann! – Weshalb mich übrigens manche Leute für eine Jüdin halten, weiß ich selbst nicht recht, und vermuthete nur, daß meine Wohnung Veranlassung zu diesem Gerede gegeben hat. – Meine Herrschaft – fast eben so arm wie ich – wohnt nämlich in dem gastlichen Theile von Schweidnitz, der vor hundert Jahren den aus Breslau vertriebenen Juden als Zufluchtsort diente, – aber muß ich darum sein, was meine Nachbarn sind? – Dann müßte ich ja besorgen, in meinem Erdmann einen Genossen von Meister Melchior zu sehen, und dann hättest du mir, wenn auch Alles wahr wäre, wessen man mich beschuldigt, wahrhaftig wenig vorzuwerfen.«

Marie, die sonst so sanftmüthige Marie, ward bitter! Erdmann suchte sie zu besänftigen, was ihm auch leicht wurde, denn mit ihm zürnte sie ja nicht. Es kam bald dahin, daß die beiden Liebenden wieder in so traulicher Einigkeit beisammen saßen, als ob nichts vorgefallen wäre, und Marie fühlte sich gefaßt genug, ihre Geschichte zu beginnen.

3 Unter dem Namen Gugler verstand man im vierzehnten Jahrhunderte den wilden Haufen von englischen Völkern, die unter Anführung des Cervola herüber kamen, um die Ansprüche des Herrn von Coucy an den Elsaß geltend zu machen.

»Daß ich eine Engländerin bin«, fing sie ihre Erzählung an, »hast du bereits erfahren, und dies ist auch das Wichtigste, was ich dir von meiner Person zu sagen weiß. Ich bin noch zu jung, um selbst viel Abenteuer erlebt zu haben, und es sind mehr die Schicksale meiner Eltern, die ich dir zu erzählen beabsichtigte, und die dir über gewisse Verhältnisse Aufschluß geben werden.

Wenn ich dir nun vor allen Dingen sage, daß meine Mutter edler Abkunft war, so hoffe ich, daß der Herr von Erdmannsdorf mir dieß nicht als Eitelkeit auslegen und nicht etwa glauben wird, ich erwähnte solches nur darum, damit er, – falls wir noch ein Paar werden sollten – sich vor keiner Mißheirath fürchte.«

»Holdes Mädchen!« rief Erdmann, den der kleine Muthwille, der aus ihren Worten sprach, nicht wenig ergötzte, »du verstehst es, mich mit tausendfachen Banden an dich zu fesseln! Bald zeigst du eine liebe, süße Einfalt, bald einen weisen Ernst, bald bist du das launige Geschöpf, das sich – wie jetzt – durch einen harmlosen Scherz für unschuldig erlittenen Schimpf rächt!« – Marie lächelte und fuhr in ihrer Erzählung fort:

»Meine Mutter war die Urenkelin des berühmten Sir William Turner, der zu Zeiten eines unserer alten Könige eine wichtige Rolle spielte. Doch du bist wahrscheinlich in der Geschichte meines Vaterlandes eben so unwissend als ich in der deinigen, und ich will dich daher nicht mit Aufzählung der Schicksale meiner Urahnen behelligen.

Meine Mutter war ungeachtet des großen Namens, den sie führte, so arm, wie ihre Tochter, die jetzt an deiner Seite sitzt, und mußte gleich dieser, von der Arbeit ihrer Hände leben. Doch war sie reich an Tugenden. Ihr Wandel war still und sittsam, und deshalb war sie bei den Mitbewohnern ihres Geburtsortes, – eines kleinen Dorfes nahe bei Farnham in der Grafschaft Surry, – so wohl angesehen, daß, als sich in ihrem zwanzigsten Jahre ein Freier meldete, die ganze Gemeinde einig ward, meine Mutter nothdürftig auszustatten, ihr das Hochzeitmahl auszurichten und dem verlobten Paare noch eine besondere Gunst zu erweisen.

Die Gemeinde besaß in der Gegend von Noorparck, nicht weit von ihrem Dorfe, ein kleines Haus nebst etwas Wiese und Ackerfeld, so viel als ein einzelner Mann bearbeiten kann. Seit undenklichen Zeiten bestand nun eine Stiftung, nach welcher diese Meierei immer an ein junges Ehepaar für die Zeit von zwei Jahren übergeben werden mußte, und zwar unentgeltlich, damit, – so lauteten die Worte des alten Stifters in der sorgfältig bewahrten Urkunde, – damit das junge Paar wenigstens im Anfange der

Ehe sorgenfrei leben könnte. Während nun die Meierei früher meistens an die Kinder der reichsten Pächter vergeben worden war, die durch ihren Einfluß diese Gunst zu erlangen wußten, so vereinigte sich doch diesmal die ganze Gemeinde, jenes Besitzthum der guten Marie Turner zuzusprechen, die als elternlose Waise einer solchen Wohlthat um so mehr bedurfte, als ihr Bräutigam zwar ein braver, aber armer Kriegsmann war. Heutzutage nennt man es Heldenwagniß oder Thorheit, wenn zwei Arme einander freien, damals aber fand man die Heirath meiner Mutter weder sonderbar noch thöricht. Liebe schloß sie, das Brautpaar hatte Lust und Kräfte zur Arbeit, und es bedurfte also nur einer kleinen Unterstützung, die man ihnen gern verwilligt hatte.

An einem bestimmten Tage brachte man die Verlobten in feierlicher Procession nach der Waverly-Abtei, wo sie eingesegnet wurden, und bei der Heimkehr ermangelte man nicht, einen gewissen, großen kupfernen Kessel mitzunehmen, welcher in dortiger Kirche verwahrt, und gewöhnlich bei ähnlichen Hochzeitausrichtungen, wie die meiner Eltern, zur Bereitung der Speisen gebraucht wurde.

Als des Abends, nach einem froh durchtanzten und durchspielten Tage, die Alten beim starken Biere saßen und sich gütlich thaten, und die jüngern Leute dem Gespräche der Greise zuhörten, begann einer von diesen folgendermaßen: ›Laßt uns auf das Wohlsein der Patronin des jungen Ehepaars trinken! Die Becher hochgehalten! Es lebe Mutter Ludlam in ihrer Höhle!‹ – Die Meisten von der Gesellschaft wußten, wem die ausgebrachte Gesundheit galt, und tranken freudig mit; aber der Bräutigam, der aus einer entfernten Gegend nach Surry gekommen war, sagte, nachdem er seinen Becher geleert hatte: ›guter Vater, wem zu Ehren habe ich getrunken, und wer ist überhaupt Mutter Ludlam, die ihr meine Patronin nennt?‹

›Junger Mann‹, versetzte der Alte, ihr sollt Alles erfahren, denn es würde euch übel anstehen, aus Mutter Ludlams geweihtem Kessel gegessen zu haben, und nach Mitternacht den Kehraus um denselben zu tanzen, ohne zu wissen, was es damit für eine Bewandniß hat. Die Geschichte der Mutter Ludlam, die leider heutzutage von der leichtsinnigen Jugend für ein Märchen gehalten wird, lautet so:

Drei Meilen von Farnham, in der guten Grafschaft Surry liegt ein sandiger Hügel, der sich südwärts öffnet und eine Höhle bildet, in welcher in der grauen Vorzeit ein Weib gewohnt haben soll, das der Sage nach von menschlichem Geschlechte, jedoch mit übernatürlichen Kenntnissen

ausgerüstet war. Ich habe indeß in einem alten, glaubwürdigen Buche gelesen, daß jenes Weib ein in diese Gegend gebannter Geist war, der daselbst unter menschlicher Gestalt gewisse, uns Sterblichen unbekannt Absichten ausführte. Unsere Urväter haben dieses geheimnißvolle Wesen noch gesehen, seine Wohlthaten genossen und es Mutter Ludlam genannt, was in der alten gothischen Mundart ungefähr so viel geheißen haben mag, als Mutter Geberin, oder gebende Mutter. Der Name war gut gewählt, denn in der That war Geben des guten Geschöpfes tägliches Werk; sie gab so lange, bis sie nichts mehr hatte, oder bis der Undank, die Unbescheidenheit, oder die Ungenügsamkeit der Beschenkten sie ungeduldig machte. Sie hörte nun mit dem Geben auf, weil sie aber die Erdbürger nicht ganz verlassen konnte oder wollte, so fing sie jetzt an, den Hilfsbedürftigen das zu *leihen*, was sie früher verschenkt hatte. Bei ihr konnte man Alles haben. Sie lieb gern und ohne Interessen; aber prompt mußte man im Wiedererstaten sein. Wenn der Termin der Zurückgabe, den sich Jeder – jedoch nur auf Tage, nicht auf Jahre – festsetzen durfte, verflossen war, ohne daß man ihr das Geliehene zurückgebracht hatte, so bestrafte sie die Wortbrüchigen hart, doch weiß man nicht, worin die Strafe gewöhnlich bestanden hat. – Alles, was aus ihren Händen kam, es mochte Gold oder Geräthe sein, das brachte Segen und machte dem Borger die Erstattung leicht. So soll der Erbauer der Waverly-Abtei, – ein armer Pilger aus dem heiligen Lande, – hinab in ihre Höhle gestiegen sein, und um Holz, Steine und ein wenig Geld zu Erbauung einer Klausen gebeten haben, – da ist ihm so viel davon geworden, daß er es mit Pferden und Wagen hat hinwegfahren müssen! Aus der kleinen Klausen entstand ein großes Kloster, und nach Verlauf von dreihundert Tagen, den Termin, den sich der Pilger selbst bestimmt hatte, ist er im Stande gewesen, das Geborgte in Natura wieder zur Stelle zu schaffen. – Wer von der Mutter Ludlam etwas leihen wollte, brachte sein Anliegen auf folgende Weise vor: Um Mitternacht ging der Borger entweder allein, oder in Begleitung eines Kindes durch die weite Öffnung, welche damals an zwanzig Fuß breit und zehn Fuß hoch gewesen sein soll, in die Höhle hinein, bis zu einer Stelle, wo sich die Höhle nordwärts krümmt. Hier fand er einen klaren Bach, der sich in ein Marmorbecken ergoß, das Anton Waverly, der Erbauer jener Abtei, wo ihr eingesegnet worden seid, hatte machen lassen, und an dieser Stelle soll Mutter Ludlam – eine freundliche Alte – oft sichtbar gewesen sein. – Ließ sie sich aber auch nicht sehen, so hatte man weiter nichts zu thun, als dreimal um den Brunnen zu gehen und

60

61

zu sagen: ›Gute Mutter Ludlam, leihe mir dieses oder jenes, in so und so viel Tagen bringe ich es wieder.‹ Wenn man sich dann langsam entfernte, so fand man am andern Morgen das Geforderte am Eingange der Höhle, wohin man es, wie schon gesagt, genau zur bestimmten Zeit und Stunde und in eigner Person wiederbringen mußte. Nun begab es sich einst, daß ein junger Mann, so wie ihr, Hochzeit machte, zu der, weil er reich war und viele Freunde hatte, mehr Gäste kamen, als er erwartet hatte. Im ganzen Dorfe war kein Kessel, der groß genug gewesen wäre, die Brautsuppe darin zu kochen. Da höhnten ihn die losen Gesellen und sprachen: ›Hochzeiter! steige hinab zur Leihfrau und borge von ihr, was du bedarfst!‹ Um seinen Muth zu zeigen, that er, wie sie ihm sagten, und ging am Vorabende des Hochzeitfestes in die Höhle und bat: ›gute Mutter Ludlam, leihe mir einen Kessel zur Brautsuppe, aus welchem alle meine Gäste satt werden können; morgen um diese Zeit bringe ich ihn wieder.‹ – Er erhielt, was er forderte und lief nach Hause, einige Knechte zu holen, die ihm das ungeheure Ding, das ihr heute gesehen habt, heimholen mußten.

62

Man kochte darin, man aß und wurde satt. Jedermann behauptete, nie hätte eine Suppe köstlicher geschmeckt, als diese; auch fehlte es nicht an Großprahlereien des Bräutigams und schmeichlerischen Lobeserhebungen seiner Freunde wegen seines Muthes, denn es war eine geraume Zeit vergangen, daß Niemand gewagt hatte, ein Darlehn von der strengen Schuldfrau zu fordern, die wahrscheinlich das letzte mal einem bösen Bezahler übel mitgespielt haben mochte.

Unter lärmender Freude ging der Tag hin, und Mitternacht kam heran, ohne daß der Borger an sein Versprechen dachte. Er führte sein junges Weib heim, und beschied seine Gesellen auf den nächsten Tag zu neuer Freude. Ach, diese Freude sollte in eine Todtenklage verwandelt werden! Man fand am andern Morgen den jungen Ehemann todt, und sein Weib in einer todtenähnlichen Ohnmacht auf ihrem Lager. Keine Hülfleistung konnte den Unglücklichen erwecken, und die junge Frau wußte nichts zu sagen, als daß sie über einen fürchterlichen Traum, den sie vergessen habe, erwacht sei, daß sie ihren Mann, weil ihr ein Grausen angewandelt, habe wecken wollen, ihn jedoch todt gefunden, und daß sie darauf wahrscheinlich in Ohnmacht gefallen sei. – Bei reiflicher Überlegung aller Umstände konnte man nicht anders glauben, als daß der schnelle Tod des jungen Mannes ein Werk der Mutter Ludlam gewesen sei, die sich an den Wortbrüchigen habe rächen wollen. Man fand ihre Strenge sehr grausam und unvernünftig, und brachte ihr mit Fluchen den Kessel wieder;

63

aber sie mochte nicht zurücknehmen, was ein Mensch mit seinem Leben erkaufen mußte, und soll seitdem das Leihen ganz aufgegeben haben. Der Kessel lag ein ganzes Jahr am Eingange ihrer Höhle, bis man ihn nach Waverly zurückbrachte und bestimmte, daß er bei ähnlichen Hochzeitsausrichtungen, wie die eurige, nicht allein immer gebraucht, sondern daß dem jungen Ehepaare auch noch ein Geschenk von drei Kronen verehrt werden solle, die euch diese Nacht beim Tanze um den kupfernen Kessel jedenfalls gereicht werden. –

Richard, mein Vater, war hocheifrig über das tröstliche Ende der Geschichte, denn Geld hatte er wenig in den Händen, und die unerwartete Hochzeitsteuer kam ihm sehr gelegen. ›Ei so soll sie hoch leben, die gute Zauberin!‹ rief er und trank noch einen Becher aus: ›Auf euer Wohlsein, Mistreß Ludlam! Wenn mir einmal das Borgen ankommt, so werde ich an eurem Leihhause nicht vorübergehen!‹

Die Gäste lachten über den Einfall, man stand auf, und machte Anstalten zum Weggehen. Das Brautpaar mußte neunmal die Runde um den schwarzen Kessel machen, wobei es an wohlangebrachten, unschuldigen Neckereien nicht fehlte; dann gab man ihnen die drei Kronen, welche Richard als nunmehriger Hausvater zu sich nahm, und sich mit seiner jungen Frau zum Heimzuge fertig machte. Es war eine helle Sommernacht, voll Mondschein und leuchtender Insekten. Das ganze Dorf begleitete die Neuvermählten unter dem Schalle von Becken und Schalmeien nach dem einsamen Hause, welches nun zwei Jahre lang, bis nach vollbrachter Ernte, ihr Eigenthum sein sollte. Unter den jungen Leuten, die sie mit heimführen halfen, befanden sich gewiß ein paar Liebende, die sich diese Nacht bei dem Schimmer der Gestirne das Wort gaben, recht bald dem Beispiele der Neuvermählten zu folgen, denn damals zeigte Hymen ein so lockendes Gesicht, daß nicht leicht junge Leute ihn bei einem Hochzeitfeste in der Nähe lächeln sahen, ohne daß sich hier und da Liebesbündnisse entspannen, welche nächstens Gelegenheit zu neuen Festen gaben.

Richard und Marie begannen ihren Hausstand unter den glücklichsten Aussichten; in ihrer kleinen Wirthschaft schien, wenigstens auf den ersten Anblick, Nichts zu fehlen, so wohl hatte man sie ausgestattet, und hinsichtlich der diesmaligen Ernte, die in wenig Wochen bevorstand, und auf die sie freilich keinen Anspruch machen durften, traf man auch solche Verfügungen, daß sie zufrieden sein konnten. Richard nahm, als die Zeit heran kam, sein Ackergeräth zur Hand, das Feld wieder zu bestellen, was er, ungeachtet er bisher das Schwert geführt hatte, sehr wohl verstand.

Marie arbeitete indessen fleißig zu Hause, – das heißt, sie trieb das Gewerbe, das auch ich von ihr gelernt habe, – sie spann und webte, wie sie im ledigen Stande gethan hatte; aber des Abends, wenn der Mann nach Hause kam, legte sie Spindel und Rocken bei Seite, um blos ihm zu leben. Nach der frugalen Abendmahlzeit saß man dann an der Thüre des Hauses, und überblickte unter frohem Geplauder die Umgegend, die den Liebenden bei allen Unvollkommenheiten, die sie hatte, ein zweites Eden zu sein schien, oder man ging zu den gemeinschaftlichen Freunden und Wohlthätern in das nahegelegene Dorf, die sich über das Glück des jungen Paares, denen sie empor geholfen hatten, innig freuten.

›Marie‹, sagte einst mein Vater zu meiner Mutter, als sie von einem solchen Besuche nach Hause gingen, ›mir hat diesen ganzen Abend etwas auf dem Herzen gelegen, das ich unsern Freunden gern entdeckt hätte, ohne den Muth dazu zu haben. Sie haben unsere Wirthschaft wohleingerichtet, und es an nichts fehlen lassen, das uns noth ist; gleichwohl hätte ich noch einen Wunsch, den ich auf keine Art zu befriedigen weiß, weil ich mich zu reden scheue!‹

›Und warum das, Richard? ich denke, du kannst nichts Unbilliges wünschen!‹

›Nein, meine Wünsche sind sehr unschuldig, und mit wenig Kosten zu befriedigen; aber bedenke selbst, wie würde mir es anstehen, wenn ich zu den Leuten, die so viel für uns gethan haben, käme und spräche: Der Acker, auf welchen ihr Weizen zu säen gewohnt seid, würde bei einer andern Art von Getreide weit fruchtbarer sein; gebt sie mir, daß ich säe und mit Wucher ernte! Oder wenn ich sagte: mir fehlt dieses oder jenes Ackergeräth, das ich in irgend einem fremden Lande sah, und das sie vielleicht kaum dem Namen nach kennen! Sprich, würde man mich bei einer solchen Äußerung nicht einen Undankbaren und Begehrlichen schelten?‹

›Und wie dann, Richard, wenn ich dir jetzt schon diese Namen beilegte?‹

›Das wirst du nicht, wenn du bedenkst, daß wir hier nur kurze Zeit zu hausen haben, und daß uns ein erlaubter Vortheil wohl zu gönnen ist. Sprich, wenn mich nach Verlauf unserer Gnadenjahre der König wieder ins Feld ruft, kann mir es dann gleich sein, ob ich dich ganz arm, oder mit einem kleinen Nothpfennig versehen zurücklasse?‹

Marie drückte seine Hand. ›Liebe‹, rief sie, ›spricht aus Allem, was du sagst; wie kann ich dein Vorhaben tadeln? – aber auch wie soll ich helfen?‹

Der Rest des Weges wurde schweigend zurückgelegt, bis sie ihre kleine Wohnung von Weitem in der Dämmerung liegen sahen. Sie kamen jetzt vor einem großen Sandhügel vorbei, der sich fast bis an ihr Haus erstreckte, und der gegen die umliegende fruchtbare Gegend, die ihnen zum Anbau anvertraut war, sehr abstach.

›Ach!‹ rief Richard im Vorübergehen, ›wie Schade ist es, daß du, gute Mutter Ludlam, das Schenken und das Leihen verlernt hast! Bei dir wüßte ich Rath für das, was mich Tag und Nacht beunruhigt.‹

67

›Was willst du damit sagen?‹ rief meine Mutter, die am ganzen Körper zitternd, kaum weiter zu gehen vermochte.

›Wie?‹ antwortete mein Vater, ›weißt du noch nicht, daß die gute Leihfrau, von der man uns am Hochzeitstage so viel erzählte, unsere Nachbarin ist? – Was giebst du mir, so gehe ich diese Nacht in ihre Höhle, deren Öffnung wir bald sehen werden, wenn wir uns nur ein wenig südwärts halten, und versuche, ob sie noch so menschenfreundlich ist, wie zu deiner Väter Zeiten!‹

›Um Gotteswillen, Richard!‹ schrie Marie, und schlang ihre Arme um seinen Nacken, ›laß ab von solchem tollkühnen Unternehmen! Wer bürgt mir für dein Leben, das mir so theuer ist?‹

›Glaubst du, daß ich nicht besser Wort halten würde, als jener reiche Pächter?‹

›Ich glaube von dir in Allem das Beste, aber ich bitte dich, wenn du borgen willst, so wende dich an Deinesgleichen, und verirre dich nicht in die Geisterwelt. – Jetzt komm, und laß uns aus dieser Gegend eilen, die mir noch nie so unheimlich vorgekommen ist als heute!‹

Sie lenkten seitwärts ab, und kamen bald nach Hause. Beide sprachen wenig, und legten sich stillschweigend zu Bette.

›Marie‹, sagte mein Vater um Mitternacht, ›du kannst wohl nicht schlafen? Was fehlt dir?‹

68

›Ach, Richard, ich denke an unser letztes Gespräch! Es war doch nur dein Scherz, was du von der Ludlamshöhle sagtest? Denn wenn dir ja deine neuen Erwerbspläne so sehr am Herzen liegen, so kannst du dir noch anderweitig helfen.‹

›Und wie?‹

›Wir haben ja unser Hochzeitgeschenk noch, die drei Kronen aus der Waverly-Abtei. Nimm sie, und wende sie an, wie du willst; du kannst wohl denken, daß ich nichts dawider habe; deine Ruhe kann nicht zu theuer erkauf werden!‹

Richard schwieg, denn mit jenen drei Kronen hatte es seine besondern Bewandnisse, wovon meine Mutter nichts wußte, und wovon er ihr nichts entdecken durfte. – Mein Vater war bei allen seinen guten Eigenschaften nicht ohne zwei große Fehler, Folgen seines Soldatenstandes, und des Bösen, was er in der Fremde gesehen hatte. Er liebte nämlich sehr die gefüllten Becher, und noch ungleich mehr das Spiel, und da er gerade in den ersten Tagen seiner Ehe eine kleine Geschäftsreise nach Okly hatte machen müssen, so waren bei dieser Gelegenheit die drei Kronen, deren meine Mutter gedachte, theils vertrunken, theils verspielt worden.

69 Am andern Tage wiederholte meine Mutter ihre Vorschläge, und mein Vater, der vermuthlich während der Nacht darüber nachgedacht hatte, wie er sich aus seiner großen Verlegenheit helfen könne, schien ihr mit Wohlgefallen zuzuhören. ›Wenn du willst‹, sagte er, ›so bin ich bereit, die Grille, die mir in den Kopf gekommen ist, auf die leichteste Art zu befriedigen. Nenne es nicht Eigensinn; du wirst sehen, daß die Sache Vorthail bringt, und daß die drei Kronen, die man für verloren halten möchte, bald wieder gewonnen sein werden.‹

Die unschuldige Marie ahnte keinen Doppelsinn in diesen zweideutigen Worten und freute sich darauf, ihren Mann, den sie schon lange eine kleine Schwermuth angemerkt hatte, nun künftig ruhiger zu sehen. Als dieser ihr aber erklärte, daß er, um sich das Benöthigte anzuschaffen, eine kleine Reise machen müsse, von der er erst am andern Tage zurückkehren würde, so trauerte meine Mutter, denn noch nie hatte sie ihren Richard auf so lange Zeit von sich gelassen. Sie fürchtete sich, seit sie von der seltsamen Nachbarschaft unterrichtet war, in dieser einsamen Gegend allein zu sein, und beschloß daher, während ihres Mannes Abwesenheit nicht aus ihrer Hütte zu gehen, welcher Entschluß von Richard höchlich gebilligt wurde. –

70 Meine Mutter hatte die Freude, ihren Geliebten am andern Tage viel früher heimkehren zu sehen, als sie hoffen konnte. Er sagte, er habe das, was er geglaubt hätte, weiter suchen zu müssen, in Okly gefunden, und wolle nunmehr unverzüglich das Werk beginnen, wovon er sich so viel Vorthail verspräche. Der Weizenacker wurde von Neuem umgepflügt, und bald darauf sah Marie aus demselben eine Saat hervorkeimen, welche schnell emporschoß, sich ausbreitete, und mit einem Grün prangte, das sie nie so schön gesehen hatte.

›Junger Mann‹, sagte einer von den alten Bauern aus dem Dorfe, der Richard einstmals zu besuchen kam, und seinen Acker sah, ›wo habt ihr

die Aussaat her, die in unseren Gegenden so schwer zu bekommen ist? Ich kenne sie wohl; wenn Gott gut Wetter verleiht, so kann sie ihren Mann reich machen! Pächter Hobkins, der ein kleines Säckchen davon mit aus der Fremde herüberbrachte, hat Gold davon geerntet.«

Richard lachte, und Marie ersparte ihrem Manne eine Lüge, indem sie erklärte, daß sie ihr Hochzeitgeschenk zum Ankaufe dieser Seltenheit angewendet hätten.

›Nun, ihr habt wohlgethan«, erwiderte der Alte, ›nur wundert mich, wie ihr so leicht dazu gekommen seid!«

Richard brach das Gespräch ab, und ein Wink belehrte Marien, es ebenfalls dabei bewenden zu lassen.

›Du wärest im Stande, Alles auszubeichten, wenn man dir nicht steuerte«, sagte er, als sie allein waren.

›Und warum sollte ich nicht?«

›Man muß dem Neide keine Nahrung geben.«

›Neid? bei unsern Wohlthätern?«

›Man kann nicht wissen! – Es ist gut, daß ich dir meinen neuen wälischen Pflug nicht sehen ließ, denn sonst würdest du auch von diesem geplappert haben.«

Marie bekam später dieses künstliche Werkzeug oft zu sehen. Mein Vater war ein geschickter Mann, der allerlei Arbeit in Holz und Eisen machen konnte, wenn er ein Modell vor sich hatte; alle Zeit, die er nicht auf dem Felde zubrachte, künstelte er daheim, und unter dem Vorwande, sein neumodisches Ackergeräth sei schadhaft geworden, brachte er ein Ähnliches zu Stande, welches von dem Originale kaum zu unterscheiden war. Mehrere Monate gingen darüber hin; die Ernte kam, Richard sammelte hundertfältig ein, und gewann mit dem Ertrage, wie der alte Bauer aus dem Dorfe gesagt hatte, Gold. Meine Mutter erstaunte, und da sie nun auf einmal eine wohlhabende Frau geworden war, so sah sie mit doppelter Freude der Erfüllung von Hoffnungen entgegen, die ihr bald Mutterfreuden versprachen.

›Gott sei Dank!« rief sie, ›nun dürfen wir uns nicht mehr fürchten, den Namen Vater und Mutter zu führen; wir werden Brod haben für uns und unsere Kinder, auch wenn unsere Gnadenjahre verflossen sind, und wir diese Gegend verlassen müssen!«

›Und warum sollten wir sie verlassen?« fragte Richard. ›Ich gehe mit dem Gedanken um, den Überschuß unseres Geldes zum Ankaufe einiger

Äcker in Noorpark, und zur Erbauung eines kleinen Hauses anzulegen, so daß wir für immer hier bleiben können!<

›Wäre es möglich, daß wir so reich sein sollten, dieß Alles zu bestreiten?<

72 ›Dafür laß mich sorgen; stelle von nun an das emsige Arbeiten ein, und denke an nichts, als an dein Wochenbett.<

Richard war mit der äußersten Zärtlichkeit bemüht, seiner Marie ihren Zustand so leicht und angenehm als möglich zu machen; er kam, da es jetzt im Felde wenig zu thun gab, und seine künstliche Handarbeit beendet war, fast nie von ihrer Seite, und doch sollte meine Mutter in der Stunde, da sie der meisten Hülfe bedurfte, ganz allein sein. Sie erwachte einst um Mitternacht aus einem tiefen Schlafe. Sie befand sich unwohl, sie rief ihren Mann, – keine Antwort! – Ihr Entsetzen über diese seltsame, ungewohnte Einsamkeit bewirkte, daß sie eine lange Zeit ganz ohne Besinnung lag. – Sie ermunterte sich wieder; ich erblickte das Licht der Welt. Die Morgendämmerung kam heran – noch war meine arme Mutter allein; – endlich, als die Sonne schon eine Stunde am Horizonte stand, hörte meine Mutter den Schlüssel an der Hausthüre im Schlosse umdrehen, und Richard trat ein. –

›In dieser fürchterlichen Nacht konntest du mich verlassen?< sagte sie mit schwacher Stimme, indem sie mich ihm entgegen hielt.

Er flog auf ihr Bett zu, er überdeckte sie und mich mit Küssen und Thränen, er warf sich auf die Kniee und stammelte Entschuldigungen, welche in den Augen meiner Mutter wenig sagen wollten. ›Ach<, rief sie, ›Geschäfte wendest du vor? Hattest du wohl ein dringenderes Geschäft, als bei deiner Marie zu bleiben, die bald ein Opfer des Todes geworden wäre? – Und Geschäfte in der Nacht? was mögen das für welche sein?<

73 Richard zerfloß in Thränen; er wußte nicht, wie er seine weinende und mit Recht beleidigte Gattin beruhigen sollte; in der Angst nahm er eine Handvoll Kronen aus der Tasche, und legte sie auf ihr Bett. ›Da<, sagte er, ›nimm und kaufe dir bei deinem Kirchgange was du willst, nur verzeihe mir mein Vergehen, und wisse, daß an dem Gange, den ich diese Nacht thun mußte, mein Leben hing!< –

Der Anblick des vielen Geldes, was ihr bloß zu ihren kleinen Ausgaben geschenkt, und die räthselhaften Worte, mit denen es gegeben wurde, machten die Sache noch schlimmer. Meine Mutter wußte nicht, was sie davon halten sollte, und zu schwach, ihre Bedenklichkeiten durch Worte zu äußern, schwieg sie.

Mein Vater machte nun bald Anstalt, einen Kindtaufschmaus auszurichten, der in der ganzen Gegend seit zwanzig Jahren nicht seines Gleichen gehabt hatte. Die gutherzigen Bauern aus dem Dorfe waren meine Pathen; er bewirthete sie alle herrlich, aber sie waren nicht so vergnügt, als sie wahrscheinlich bei einem geringeren Mahle gewesen sein würden.

›Vetter! Vetter!‹ sagte einer von den Ältesten, ›Gott weiß, wie es mit euch steht, daß ihr so schnell emporgekommen seid. Habt ihr hier einen Schatz gefunden, wie die Rede geht, so ziemte es sich doch wenigstens, uns etwas davon zu sagen.‹

›Gevatter‹, antwortete Richard, ›mein Schatz liegt in jenem Acker; die Aussaat war köstlich, die Ernte noch besser, so mußte ich ja wohl ein gemachter Mann werden! Daß ich euch mein Glück verdanke, werde ich nie vergessen!‹

Er gab noch viele ähnliche Versicherungen, man glaubte ihm endlich, und warnte ihn beim Abschiede nur, Großthun und Verschwendung zu meiden, wobei ein ehrlicher Landmann nicht bestehen könne. ›Habt ihr heuer ein gutes Jahr gehabt, so kann das nächstmal Mißwachs kommen‹, sagten sie, ›und wer wird euch dann bedauern, wenn ihr nichts zurückgelegt habt.‹

Mein Vater schlug diese Warnung nicht ganz in den Wind; er suchte seinen Wohlstand, dessen Ursprung Niemand kannte, möglichst zu verbergen, und arbeitete fleißig auf seinem Acker fort. Freilich war er aber auch oft von Hause abwesend, und die dienstfertigen Gevatterinnen aus dem Dorfe hinterbrachten meiner Mutter nicht selten, wie er bald zu Farnham, bald zu Okly unter lustigen Gesellen bei Trunk und Kartenspiel gesehen worden sei.

Die duldende Marie schwieg oder antwortete so, wie eine verständige Frau, die die Schande ihres Mannes nicht bekannt lassen werden will, antworten muß.

Ihr, die Richards Benehmen in der Nähe beobachtete, war noch Mehreres bedenklich, als denen, die nur aus der Ferne urtheilten. So viel war gewiß, daß mein Vater mehr Geld in den Händen hatte, als er möglicherweise erwerben konnte. Daß er spiele, erfuhr meine Mutter aus seinem eignen Munde; denn als sie ihn einst ernstlich fragte, woher er denn das viele Geld habe, erklärte er, er habe es im Spiele gewonnen. Leider mußte sie an ihrem Manne auch oft, wenn er von seinen Ausflügen heimgekehrt war, Spuren von nur halb ausgeschlafenen Rausche bemerken! Traurige Entdeckungen für die, welche ihren Geliebten lange Zeit für so gut und

74

75

fehlerlos gehalten hatte, als sie selbst war! – Meine Mutter besaß entweder nicht Muth genug, oder zu viel Klugheit, um meinen verblendeten Vater ernstlich zurechtzuweisen. ›Soll ich‹, sagte sie zu sich selbst, ›ihm sein Haus durch Vorwürfe zuwider machen? Dann wird er noch öfter abwesend sein, als jetzt, er wird mich hassen und fürchten lernen, anstatt daß er mich jetzt liebt; wo er sich, um mich nicht zu kränken, jetzt noch Schranken setzt, da wird er dann weder Maaß noch Ziel kennen, und dann, – dann werde ich erst ganz unglücklich sein!‹ –

Die Ernte fiel im zweiten Jahre schlecht aus; trotz dem machte aber Richard groß Wesens davon, und prahlte, daß ihn der Ertrag derselben zum reichen Manne gemacht habe.

Es war die letzte Ernte, die wir auf unserm Lehne zu genießen hatten, denn die zwei Jahre waren verflossen, und es wartete schon längst ein neues Brautpaar, die Stelle meiner Eltern einzunehmen.

76 Erst jetzt erfuhr meine Mutter, daß Richard ein hübsches kleines Haus, eine englische Meile von unserer bisherigen Wohnung entfernt, mit dazu gehörigen Wiesen und Äckern gekauft hatte, wovon sie sofort Besitz nehmen konnten. Richard gab vor, den Handel auf Speculation geschlossen zu haben und nun, durch seine angeblich gute Ernte, im Stande zu sein, den größten Theil des Kaufpreises baar zu bezahlen.

Die Erwerbung des neuen Grundstückes erschien indeß meiner Mutter zu geheimnißvoll und unbegreiflich, als daß sie sich darüber hätte aufrichtig freuen können. Nur in mir fand sie Beruhigung für ihre geheime Schwermuth, und der einzige Vortheil, den ihres Mannes nunmehriger Wohlstand ihr gewährte, war der, daß sie sich jetzt ungestört meiner Erziehung widmen konnte. Einst selbst von einem frommen und klugen Mönche erzogen, ließ sie sich es besonders angelegen sein, mir frühzeitig die Begriffe von Recht und Unrecht beizubringen, und ihren Lehren, die sich mir tief ins Herz prägten, habe ich es auch allein zu verdanken, daß ich mich bis jetzt noch keines großen Fehltrittes anzuklagen brauche. –

Die Wirthschaft in unserm Hause wurde um die Zeit, wo ich das vierte oder fünfte Jahr erreicht hatte, immer sonderbarer. Gewöhnlich herrschte großer Überfluß bei uns, dann kamen aber auch wieder Zeiten, wo es überall mangelte, und wo die Sparsamkeit des Hausvaters fast in Geiz auszuarten schien. Alle Schillinge wurden dann zusammengesucht, und wenn Richard, wie Marie nachrechnen konnte, wieder einmal eine ansehnliche Summe im Kasten liegen hatte, so war er gewöhnlich eine Nacht abwesend, hatte den Geldsack mitgenommen, und brachte ihn nicht mit

zurück. – Bald darauf war wieder Geld genug da; es wurde von Neuem gespielt und getrunken, auch erhielt meine Mutter ansehnliche Geschenke, bis abermals der Zeitpunkt des Mangels erschien, und so wiederholte sich das nämliche Spiel mehrmals in einem Jahre.

›Marie‹, sagte mein Vater in einem von diesen traurigen Zeiträumen, ›ich bin heute genöthigt, dich um Etwas zu bitten, was ich, so oft du mir es auch anbietest, früher immer ausschlug. Du hast Geld, du mußt viel Geld haben, denn du bist sparsam in deinen Ausgaben – ‹

Meine Mutter erwartete nicht das Ende dieser Rede, sondern eilte das Geforderte zu holen; sie breitete es vor ihm aus, – in der That, eine ganz artige Summe, aber für Richard bei weitem nicht so viel, als er erwartet hatte. ›Ich glaubte, du solltest mehr haben‹, sagte er, indem er das Geld zweimal überzählte.

›Ich nahm nichts davon‹, erwiderte sie, ›als was ich den Armen gab.‹

›O Weib! Weib!‹ schrie er, und stampfte mit dem Fuße, ›daß du deiner thörichten Mildthätigkeit Schranken gesetzt hättest! Du hättest das Leben deines Mannes retten können! Was sollen mir zwei Drittheile, wenn ich die ganze Summe brauche? Was bleibt mir nun übrig, als mein Glück bei den Würfeln zu versuchen? Muß ich nicht gezwungen das thun, was, obgleich dein Mund schweigt, jeder deiner Blicke mißbilligt?‹

78

›Aber, Richard, welches Bedürfniß kann dir eine so große Summe auf einmal abfordern? Du hast ja keine Schulden, und hättest du sie, welcher Schuldner würde nicht gern wegen des Restes Geduld haben, wenn ihm zwei Drittel gezahlt werden?‹

›Frage mich nicht weiter, Marie, und blicke mich nicht so seltsam forschend an! Wenn ich wieder komme, sollst du Alles erfahren! Wollte Gott, ich hätte nicht so lange geschwiegen! Ich gehe, bete für mich, bete für mein Glück im Spiele!‹

Mein Vater verließ uns und meine Mutter war vor Schrecken außer sich. Ob sie das seltsame Gebet that, das ihr mein Vater zugemuthet hatte, weiß ich nicht, nur so viel erinnere ich mich, daß uns ein schrecklicher Tag unter Seufzern und Thränen verging, denn ich weinte mit, weil ich meine Mutter weinen sah.

Gegen Abend sollte unser Unglück vollkommen werden; mein Vater wurde mit Blut und Beulen bedeckt nach Hause gebracht, und von den Leuten, die ihn trugen, erfuhren wir Folgendes: Mein Vater hatte zu Farnham sein ganzes Geld verloren, war dann über einen der Mitspielenden, der am meisten gewonnen, wie ein Besessener hergefallen, und hatte

ihn falscher Kunstgriffe beschuldigt. Die andern Gesellen, die den Beschuldigten bei all seinem großen Glücke ehrlich wußten, hatten ihn vertheidigt und in der darauf entstandenen Prügelei war der unglückliche Richard so übel zugerichtet worden, daß er am Ende wie leblos niederstürzte.

79

Meiner Mutter Verzweiflung und mein kindischer Jammer war über alle Beschreibung groß. Wir hielten den Verwundeten Anfangs für todt, und erst nach mehreren Stunden, und nachdem ihm alle mögliche Hülfe geleistet worden war, erholte er sich wieder.

Er schlug die Augen auf, richtete sich hastig empor, sah wild um sich her, fragte nach Tag und Stunde und verlangte mit meiner Mutter allein zu sein. Jetzt sagte er ihr, indem er sich oft unterbrach, ungefähr Folgendes, was ich erst lange nachher aus meiner Mutter Munde erfuhr.

›O Marie‹, sprach er mit schwacher Stimme, ›ist dieß der Abend des nämlichen Tages, an dem ich zuletzt von dir schied, ist morgen erst Vollmond nach der Sommernachtgleiche, so ist deinem Richard noch zu helfen! Wirst du mir die Hand dazu bieten, mich vom Verderben zu retten, – mich, der deine Hülfe so wenig verdient?‹

›Richard, mein Leben hängt ja an dem deinigen und du kannst noch so fragen? – Doch beruhige dich, deine Verletzungen sind nicht tödtlich; dich zu retten, bedarf es nur einer sorgsamten Pflege, an der es deine Marie gewiß nicht fehlen lassen wird.‹

›Daß meine Wunden nicht tödtlich sind, fühle ich, aber mir droht weit schrecklichere und unvermeidlichere Gefahr. Wisse, ich bin ein Schuldner der Mutter Ludlam, bin ihr die Summe schuldig, die ich dir diesen Morgen nannte, und muß sterben, wenn ich sie nicht morgen um Mitternacht in ihre Hände zurückgeliefert habe.‹

80

Meine Mutter stand starr vor Entsetzen an seinem Bette, und doch war es ihr, als wenn sie etwas nicht ganz Unerwartetes vernähme; in den Stunden des düstern Grübelns über Dinge, die ihr räthselhaft waren, mußte sie auch wohl öfters der Ludlamshöhle gedacht haben.

›Gutes Weib‹, fuhr mein Vater fort, als er sah, daß sie nicht zu antworten vermochte, ›du bist unschuldig an dem Unglücke, in dem ich nun vielleicht umkommen muß, du warntest mich bei dem ersten Gedanken an einen Schritt, der so viele andere nach sich gezogen hat. Die Befriedigung eines unschuldigen Wunsches, der nur etwas Muth und Wagniß erheischte, hatte für mich so wenig Verdächtiges, daß ich alle deine Bedenklichkeiten im Stillen verlachte. Die Schuldfrau war so bereitwillig, mir die geforderte Kleinigkeit zu leihen, das auf zweihundert und funfzig

Tage entlehnte Gesäm und Ackergeräth brachte mir so großen Nutzen, ich vermochte es so pünktlich wiederzugeben, daß mich das, was ich gethan hatte, unmöglich reuen konnte. Hierbei hätte ich es bewenden lassen sollen, aber, ach Gott! ich that es nicht. Jene unglückliche Nacht, in der unser Kind geboren wurde, und in der ich dich hülflos allein ließ, jene genau berechnete Nacht der Wiederbezahlung war auch die Nacht des neuen Borgens. Ich forderte damals eine ansehnliche Summe Geldes, und erhielt sie ohne Weigerung; ich brachte sie in bestimmter Zeit wieder, um auf's Neue zu borgen. So ging es immer fort. Der Überfluß, in dem ich nun leben konnte, verleitete mich zu Ausschweifungen. Das Spiel schien mir ergiebiger als mein Acker, und der Acker wurde vernachlässigt; dennoch brachte dieser hundertfältigen Ertrag, und ich war immer im Stande, prompt zu bezahlen, und neue, noch größere Summen aufzunehmen. Zuletzt war Unsegen in Allem, was ich that; ich war genöthigt, mit geborgtem Gelde in die Ludlamshöhle zu gehen, und von dem, was ich dort als neues Darlehn von der unterirdischen Schuldfrau herauf brachte, die oberirdischen Schuldner zu befriedigen. Ein endloses Labyrinth von Sorge, Unruhe und neuen Ausschweifungen! Oft nahm ich mir zwar ernstlich vor, mich zu bessern und meine zerrütteten Verhältnisse in Ordnung zu bringen, aber leider hatte ich nicht Kraft genug, diese guten Vorsätze auszuführen, und ich glaube auch, daß mich nichts heilen kann als Armuth! Endlich ist's mit mir dahin gekommen, wo ich jetzt bin, und ich bin verloren, wenn du kein Rettungsmittel weißt, oder wenn du nicht zu dem, was ich dir vorschlagen werde, die Hand bieten wirst.◀

81

Die weinende Marie versprach, auf Alles einzugehen, und nachdem sich mein Vater, der sich noch sehr matt fühlte, etwas erholt hatte, fuhr er weiter fort:

›Gehe hin ins Dorf zu unsern Wohlthätern, und berufe sie zu mir; ich will ihnen von meinen Umständen so viel sagen, als sie wissen dürfen, und ihnen gegen baare Zahlung der Summe, die ich bedarf, Haus und Gut verkaufen. Du aber, nimm das Geld, gehe morgen um Mitternacht, wenn der volle Mond gerade über dem Sandhügel steht, in die Ludlamshöhle, und bringe es der Schuldfrau wieder; dir braucht nicht zu grauen vor dem Wege, der zwar etwas beschwerlich ist, noch vor der Darleiherin, die du wahrscheinlich so wenig zu sehen bekommen wirst, als ich sie jemals sah. Gehe langsam und ohne Furcht zu zeigen bis zu der Stelle, wo das Wasser rauscht, und wo ein schwacher Mondstrahl durch das Felsengewölbe fällt, dann mache dreimal die Runde um den Brunnen, lege den

82

Geldsack auf den Rand, und sage: Mutter Ludlam, ich danke euch! mein Mann, euer Schuldner, sendet mich, weil er nicht selbst kommen kann! So du noch etwas willst hinzusetzen, kann dirs Niemand wehren, doch laß deiner Worte wenige sein.«

83 Meine Mutter war in der peinlichsten Verlegenheit über diese Zumuthungen, doch es galt hier Lebensrettung eines geliebten Gatten, und sie entschloß sich, Alles für diesen zu wagen. Sie hatte zwei schwere Wege vor sich, und unter Todesangst rüstete sie sich zu beiden. Sie bebte sehr vor dem Besuche bei Mutter Ludlam, aber noch mehr fürchtete sie sich, ihre alten Wohlthäter im Dorfe aufzusuchen und bei ihnen ihr Anliegen vorzubringen. Es war wahrlich eine schwere Aufgabe für sie, denselben Leuten, deren Unterstützung sie einst in so hohem Grade genossen, die sie darauf durch Verschwendung und Großthun beleidigt, deren Warnungen sie verschmäht hatten, jetzt wieder unter die Augen zu treten und aufs Neue von ihnen Hilfe zu erbitten. Marie brauchte sich zwar von Allem, was ihre alten Freunde aufgebracht hatte, wenig zuzurechnen, aber die Schande des Mannes, so wie seine Ehre, fällt mit auf die Frau zurück; auch hatte die zärtliche, duldsame Gattin, so oft die Fehler ihres Mannes zur Sprache gekommen waren, sich immer so mild und behutsam darüber ausgedrückt, daß man wohl glauben konnte, sie habe mehr Theil an Richards Thorheiten, als es wirklich bei ihrer gänzlichen Schuldlosigkeit der Fall war.

84 Mit zitternden Schritten ging sie zu ihren ehemaligen Freunden, und fand die Aufnahme, die sie gefürchtet hatte. Ihr schüchternes, betroffenes Wesen gab jenen schon Veranlassung, sie unfreundlicher zu empfangen, als geschehen sein würde, wenn die Arme einigen Muth gezeigt hätte. Man setzte nach ihrem Betragen und dem Anfange ihrer Rede voraus, sie komme, um zu borgen, und antwortete ihr mit Härte. Man sagte ihr, man habe einen ähnlichen Besuch längst erwartet, hielt ihr alle Ausschweifungen ihres Mannes vor, als wären es ihre eigenen gewesen, und gab ihr statt des Darlehns ein ganzes Bündel gute Lehren, die sie nicht brauchen konnte. Sie ermannte sich endlich, sprach deutlicher und fand besseres Gehör. Richards hübsches Gut stand Mehreren im Dorfe *an*, man fragte genau, ob es auf einen Verkauf oder nur auf eine Verpfändung abgesehen sei, denn mit Letzterer wollte man nichts zu thun haben, und als man des Erstern und des geforderten leidlichen Preises gewiß war, versprach man, am andern Morgen mit Tagesanbruch bei dem Kranken zu sein, und die Sache richtig zu machen.

Das Versprechen wurde erfüllt, und der Kauf nach aller Form Rechts vollzogen. Der Älteste des Dorfes, ein vermöglicher Mann, leistete auf der Stelle baare Zahlung, und legte, weil er den Kauf wohlfeil fand, noch einen kleinen Überschuß dazu. ›Junger Mann«, sagte er ›ich glaube, daß ihr auf dem Punkte steht, euer Leben zu bessern, und ich will euch dazu behülflich sein, obgleich ich vermuthen muß, daß ihr nicht aufrichtig gegen mich gewesen seid. Gewiß habt ihr drückende Schulden; da es aber unmöglich ist, daß sie Alles hinweg nehmen, was ihr jetzt erhaltet, so seid nur guten Muthes. Die nicht unbedeutende Summe, die ihr übrig behalten müßt, kann euch dienen, etwas Neues anzufangen, und wenn ihr euch *meiner* Leitung überlaßt, so könnt ihr über's Jahr wieder im vollen Wohlstande sitzen. Auch sollt ihr indessen aus eurem Hause unvertrieben sein; ich verlange nur Rechnung von dem, was nunmehr mein Eigenthum ist, und werde euch für die Arbeit, die ihr in meinen Diensten verrichtet, schon gerecht werden.«

So vortheilhaft auch die Anerbietungen des Käufers waren, so erfreuten sie meinen Vater doch nicht besonders; er fühlte wohl, daß er sich dem Manne ganz entdecken müsse, wenn er sich von seiner Hilfe und seinem Rathe wahren Nutzen versprechen wollte, und vor einem solchen Geständnisse scheute er sich.

Meine Mutter schöpfte dagegen neue Hoffnungen für die Zukunft, und schickte sich mit erleichtertem Herzen zu dem zweiten schwerem Gange an, der ihr diese Nacht bevorstand.

Da die Ludlamshöhle von unserer jetzigen Wohnung ziemlich entfernt lag, so mußte sie sich zeitig aufmachen, wenn sie zur bestimmten Stunde dort sein wollte. Ich saß auf der Bank vor dem Hause und wartete auf mein Abendbrod, was man mir zu reichen vergessen hatte, als meine arme Mutter das Haus verließ. Sie weinte sehr und betete laut, daß Gott ihr den schweren Gang gelingen lassen möge, von dem das Leben ihres Mannes abhing. Ich folgte ihr, ohne daß sie es merkte, denn ich war gewohnt, sie überall hin zu begleiten und war auch den Tag vorher mit ihr im Dorfe gewesen, obgleich sie mich Anfangs nicht hatte mitnehmen wollen.

Die Nacht brach ein; ich fühlte weder Furcht noch Grauen, leuchtete doch der Mond und zeigte mir den Weg, den meine Mutter nahm. Um nicht von ihr gesehen und nach Hause geschickt zu werden, blieb ich immer in einer gewissen Entfernung von ihr, bis sie endlich die Höhle erreichte, an deren Eingange sie sich auf die Kniee warf, um sich noch

einmal zu dem schweren Gange, den sie zu thun hatte, Muth vom Himmel zu erbitten. Als ich sie zur Erde sinken sah, fürchtete ich, daß ihr irgend ein Unglück begegnet sein möchte; ich konnte mich nicht länger alten, verdoppelte meine Schritte und lief mit dem Geschrei: Mutter! Mutter! auf sie zu.

Der Anblick eines lebenden Geschöpfes in einer Gegend, wo sie sich ganz einsam glaubte, mochte ihr einigen Schrecken verursacht haben, doch meine Stimme verrieth mich ihr bald, und sie faßte sich. – ›Armes Kind‹, rief sie, und breitete die Arme mir entgegen, ›was willst du an diesem grauvollen Orte, und was soll ich mit dir anfangen?‹ Ich schlang meine Arme um ihren Nacken und weinte.

›Ach was soll ich beginnen‹, fuhr sie fort, ›da ich nun auch noch für dich zu sorgen habe! O, daß es noch Zeit wäre, den Rückweg anzutreten, um dich wieder heimzubringen!‹ – Dazu war es jedoch zu spät; die Stunde nahte, in der meine Mutter in der Höhle sein mußte. Ihre Angst wuchs mit jedem Augenblicke; sie fragte mich endlich, ob ich Muth hätte, hier im Gebüsch allein zu bleiben, oder ob ich ihr in die düstre Höhle folgen wollte. Ich erklärte mich freudig für das Letztere.

Erst jetzt dachte meine Mutter darüber nach, ob es ihr auch wohl erlaubt wäre, mich mit in die Höhle zu nehmen, denn sie hatte ganz vergessen, daß die Begleitung eines Kindes vergönnt war. Nach langem Überlegen kam sie endlich zu der Überzeugung, daß, wenn ihr in der Höhle Lebensgefahr drohe, es für sie und mich besser sein würde, mit einander umzukommen, als daß ich nach ihrem Tode in so zartem Alter als eine Waise zurückbliebe. –

Bald zeigte der Stand des Mondes die Mitternachtsstunde an, und wir schritten muthig in die Höhle; mich hatte Unwissenheit und die Gegenwart meiner Mutter so kühn gemacht, daß ich ihr voran eilte. Unser Muth sollte indeß noch auf eine harte Probe gestellt werden. Anfangs war die Höhle zwar weit, und vom Widerschein der mondhellen Gegend beleuchtet, aber bald verengte sich der nach Norden laufende Weg immer mehr, so daß ich endlich nicht mehr aufrecht gehen, und meine Mutter sich kaum noch auf Händen und Knien durchdrängen konnte. Jetzt fing ich bitterlich zu weinen an, und verlangte nach Hause gebracht zu werden. Meine Mutter suchte mich zu beruhigen, und als ihr dieß nicht gelingen wollte, erklärte sie mir endlich auf das Bestimmteste, daß, wenn ich durchaus zurückwolle, sie mich allein gehen lassen würde. Diese Drohung

wirkte; ich bestand nicht länger auf meiner Forderung, und setzte schluchzend den beschwerlichen Weg fort.

Endlich erweiterte sich die Höhle wieder so sehr, daß wir aufrecht stehen konnten; wir schritten nun rascher auf dem immer gleicher werdenden Boden fort, und setzten uns endlich, weil wir sehr müde waren, auf einen großen Stein nieder. Meine Mutter versuchte, mir Trost einzusprechen, dessen sie selbst so sehr bedurfte, und erst nach langem Zureden wagte ich es endlich, die bisher aus Furcht festgeschlossenen Augen zu öffnen. Ich sah mich ängstlich überall um, und glaubte, ziemlich entfernt von uns, einen kleinen Schimmer zu bemerken. Unverwandt blickte ich nach der Stelle, und rief auf einmal: ›Mutter! Mutter! dort ist es hell, dort ist Jemand, der auf uns wartet!‹ –

88

Ohne eine Antwort abzuwarten, lief ich schnell voraus, und gelangte zu einem geräumigen, vom Mondschein erhellten Platze, wo ich eine alte Frau an einem Brunnen sitzen sah. Ganz entzückt, hier Licht und Gesellschaft zu finden, warf ich mich der alten Frau, die mich freundlich anblickte, in den Schooß, während meine Mutter voll Entsetzen von fern stand und nicht wußte, was sie thun sollte. Bald gedachte sie jedoch ihres Vorhabens; sie machte nun dreimal die Runde um den Brunnen, legte das Geld auf den Rand desselben, und sagte die vorgeschriebenen Worte. Während dessen lag ich in dem Schooße der Unbekannten in einem tiefen Schlummer, und erblickte das, was um mich vorging, nur im Traume. Überhaupt erinnerte ich mich später der ganzen Begebenheit nur als eines Traumes, und was ich dir von unserem Besuche bei der Mutter Ludlam mittheile, habe ich mehr den Erzählungen meiner Mutter, als meinem Gedächtnisse zu verdanken.

Noch hatte die freundliche Alte, welche mein Gesicht und meine Arme, die in ihrem Schooße ruhten, strich und liebkoßte, nicht gesprochen. Jetzt, da meine Mutter ihre Rede geendigt hatte, fragte sie mir sanfter Stimme, ob sie nicht noch ein Anliegen vorzubringen habe? – ›Dein Mann‹, setzte sie hinzu, ›pflegte immer Dank und Bitte mit einander zu verknüpfen.‹

89

›Nein, Frau Ludlam‹, antwortete meine Mutter, ›dafür bewahre mich Gott! Sollte ich eine Bitte wagen, so wäre es diese, euer Leihhaus auf ewig vor uns zu verschließen.‹

›Und warum?‹

›Eure Gutmüthigkeit hat uns ins Elend gestürzt. Wir waren glücklich in unserer Armuth, und der spätere Überfluß, den wir euch verdankten, hat allein meinen Mann zu Thorheiten und Ausschweifungen verleitet!‹

›Wie aber, wenn ich eine Bitte an *dich* hätte.«

›Ihr spottet einer armen Sterblichen!«

›Gieb mir dieses Kind, das sich so vertrauensvoll an mich geschmiegt hat! Ich liebe es, ich will es glücklich machen! Alle Reichthümer dieser Höhle sind dein, wenn du einwilligst.«

›Fordert lieber mein Leben!« schrie meine Mutter, und streckte die Arme nach mir aus, um mich meiner Gönnerin zu entreißen. Kaum hatte sie sich jedoch der Frau Ludlam ein wenig genähert, als sich diese in einen dünnen Nebel auflöste und mich schlummernd auf der Brunnenbank zurückließ. Meine Mutter raffte mich erschrocken in die Höhe, nahm mich auf den Arm und eilte, diese Gegend des Grauens so schnell als möglich zu verlassen. Es schien indeß bald, als habe es Frau Ludlam darauf angelegt, mich wider Willen meiner Mutter bei sich zu behalten, denn als diese an die finstern, engen Stellen der Höhle kam, und mich, die noch immer schlafend auf ihrem Arme hing, hier niedersetzen wollte, war ich durchaus nicht zu erwecken. Und dennoch gelang es meiner Mutter, sich mit mir durch den engen Weg hindurch zu winden. Zwar blutete sie an Händen und Füßen, die sie sich an den scharfen Gestein aufgerissen hatte, – doch eine Mutter achtet ja keine Beschwerden, wenn es Rettung eines ihres theuren Kindes gilt. – Sie gelangte endlich an den Ausgang der Höhle und mit Entzücken begrüßte sie das Tageslicht, das sie so lange hatte entbehren müssen.

Es war schon hoch am Tage, und deshalb strengte meine Mutter, die mit Schmerzen daran dachte, wie sehr sich mein Vater um sie ängstigen würde, ihre letzten Kräfte an, um so schnell als möglich nach Hause zu kommen. Nachdem sie jedoch nur wenige Schritte gethan hatte, sank sie ganz ermattet nieder, und mußte eine Weile ausruhen. Ich ermunterte mich während dieser Zeit, rieb die Augen, und fing an, das als einen Traum zu erzählen, was uns in der Höhle begegnet war.

Meine Mutter ließ mich bei meinem Wahne, der ihr zur Verschweigung dieser Dinge so gelegen kam, und hat mir denselben erst später, als ich erwachsen war, benommen. – ›Schweig, Kleine«, sagte sie, ›und hüte dich, deine albernsten Träume irgend Jemand zu erzählen, denn du wirst sonst von vernünftigen Leuten ausgelacht.«

Wir langten um Mittag in unserem ehemaligen Hause an. So sehr sich nun auch mein Vater um meine Mutter geängstigt hatte, und so sehr er auch jetzt erfreut war, sie wieder zu sehen, so schien er doch nicht ganz mit der Ausführung ihres Geschäftes zufrieden zu sein. Ich brauche wohl

kaum zu sagen, daß er erwartet hatte, sie sollte seinen Wink verstehen, und nicht ohne ein neues Darlehn von der Schuldfrau zurückkehren. Meine Mutter hütete sich wohl, zu bekennen, daß ihr ein solches sogar angeboten worden war, und sprach um so nachdrücklicher von dem Verlangen der Fra Ludlam, mich zu sich zu nehmen, weil sie hoffte, diese kühne Forderung würde es ihrem Manne verleiden, sich ferner mit der Schuldfrau einzulassen. Sie suchte ihm noch begreiflich zu machen, was für eine gefährliche Bekanntschaft überhaupt Mutter Ludlam sei, und wie es selbst scheine, als wolle sich diese für ihre Bereitwilligkeit, uns zu helfen, dereinst mit Leib und Leben von uns Allen bezahlt machen.

Richard schwieg eine Weile, und meinte dann, man müsse nicht gleich das Ärgste denken; er sei überzeugt, daß die freigebige Alte gewiß nur Gutes mit mir im Sinne gehabt habe, und daß sie gewiß besser für meine Zukunft gesorgt haben würde, als er und meine Mutter dieß zu thun im Stande wären.

Mein Vater genas zwar körperlich, aber sein Gemüthszustand blieb derselbe. Fast immer mißmuthig und selten zur Arbeit aufgelegt, verließ er uns oft, um sich außer dem Hause zu zerstreuen, und bald fing er auch wieder seine nächtlichen Wanderungen an, über deren Zweck wir kurz darauf von ihm selbst Aufschluß erhalten sollten.

›Du mußt dich‹, sagte er eines Tages zu meiner Mutter, ›bei unserer Gönnerin durch deinen Besuch schlecht empfohlen haben, denn es scheint, als wenn sie nichts mehr von uns wissen wollte. Kaum kenne ich mehr den Eingang ihrer Höhle; er hat sich um mehrere Fuß verengt, und der schmale nördliche Pfad ist gar nicht mehr zu finden.‹

›Sollte es möglich sein‹, rief meine Mutter mit Erstaunen, ›daß du auf Erneuerung alter Thorheiten dächtest?‹

Richard antwortete nicht, aber am nämlichen Tage nahm er mich mit in die Gegend der Ludlamshöhle, und befahl mir, den engen Weg zu suchen, den ich ehemals hier mit meiner Mutter gegangen sei. Ich sagte ihm, daß ich ja nie in dieser Höhle gewesen wäre, sondern nur davon geträumt habe, und daß meine Mutter mir es verboten, dergleichen alberne Träume irgend Jemand zu erzählen. Obschon ich also nicht im Stande war, den gesuchten Weg aufzufinden, so nahm mich mein Vater doch noch oft mit in die Gegend der Ludlamshöhle, und wenn ich dort im Sande spielte, gab er auf jede meiner Bewegungen sorgfältig Acht. Jedes Steinchen, das ich auflas, mußte ich ihm bringen, denn er hoffte wahrscheinlich, daß meine alte Gönnerin mich etwas Kostbares finden lassen

würde. Der silberne Ring, den du zu meinem Andenken trägst, ist indeß der einzige Gegenstand von Werth, den ich im Sande fand; ich überlieferte ihn damals meiner Mutter, welche ihn mir aufzuheben versprach, bis ich älter geworden wäre.

Als ich das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte, gab mir meine Mutter den Ring wieder, und that mir zugleich das als Wahrheit kund, was ich bisher für einen Traum gehalten hatte. Ich sann lange über diese seltsame Begebenheit nach, bis ich, auf einmal von einer großen Müdigkeit befallen, bei meinem Spinnrocken einschlief.

Mein Kopf war voll von den Dingen, die ich gehört hatte, und ich träumte bald, Mutter Ludlam stehe vor mir. ›Armes Kind‹, sagte sie, ›der Eigensinn deiner Mutter hat dich um alles Glück gebracht, mit dem ich dich zu bedenken Willens war. Empfange wenigstens den silbernen Ring als ein Zeichen meines Wohlwollens, und bewahre ihn auch als ein Unterpfand künftiger besserer Tage. Geht dir es übel, so erinnere dich des Ringes und seiner Geberin, und blicke getrost in die Zukunft!‹

Doch ich erzähle dir ja schon die Begebenheiten späterer Zeiten, als ich bereits mein Vaterland verlassen und das deinige betreten hatte! – Laß mich zu meiner Geschichte zurückkehren.

Noch war kein Jahr seit dem Verkaufe unseres Grundstückes verflossen, als mein Vater es nicht länger in seiner jetzigen Lage auszuhalten vermeinte, und sich bei der ersten Gelegenheit gegen meine Mutter offen darüber erklärte. ›Marie‹, sagte er, ›ich vermag nicht länger in dem Hause Knecht zu sein, wo ich ehemals gebieten konnte! Der Herr, für dessen Rechnung wir hier wirthschaften, mag gut und brav sein, aber schon der Name Herr macht mir ihn zuwider. Ich kann es nicht länger dulden, daß er sich immer mehr um unsere eignen Angelegenheiten, die ihm nichts angehen, bekümmert; auch mag ich es nicht mehr anhören, daß er stets davon spricht, wir sollten unser überflüssiges Geld irgendwie gut anlegen, während wir doch nur eine Kleinigkeit besitzen, die allenfalls hinreichen wird, das auszuführen, was ich im Sinne habe. Höre, was es ist. Man spricht von starken Werbungen zu einem Zuge nach dem festen Lande Das Schwert habe ich ehemals geführt, und es brachte mir mehr Glück als die Pflugschaar; ich werde diese wegwerfen und das Schwert wieder ergreifen. Willst du hier zurückbleiben, um in dem Hause Mägdedienste zu thun, wo du ehemals Frau warst, so kann ich dir es nicht wehren, – willst du mich aber begleiten, so nehme ich dieß als einen Beweis deiner Liebe dankbar an.‹

Zu derselben Zeit sammelte der König von England ein großes Heer, um seinem Tochtermann, den Herrn von Coucy, zu seinem mütterlichen Erbe, den Elsaß, und einigen andern, den Herzögen von Österreich unterworfenen Ländern zu verhelfen. Wer tapfer war, und in seinem Vaterlande nicht viel zu verlieren hatte, folgte dem Paniere des jungen Prinzen und seines Feldherrn, des tapfern Cervola. Da mein Vater sich gerade in diesem Falle befand, so war ihm sein Entschluß nicht zu verdenken. Selbst meine Mutter wagte es nicht, ihn deshalb zu tadeln; auch war sie nicht lange unschlüssig, was sie für sich zu thun habe. Die traurige Rolle, die sie in ihrem Vaterlande spielte, und die ihr von ihrem Manne oft auf eine kränkende Weise vorgeworfen wurde, war es indessen nicht, was sie bestimmte, mit ihm zu ziehen, sondern einzig die Liebe und Treue, die sie ihm unter allen Verhältnissen und bis zum letzten Athemzuge bewahrte, vermochte sie hierzu. Desto mehr wurden meine Eltern von ihren Bekannten wegen ihres Vorhabens getadelt, und unser Gutsherr verlor meinen Vater, der in der letzten Zeit wieder sehr fleißig gewesen war, höchst ungerne. Trotz aller Vorstellungen beharrte dieser auf seinem Sinne, und schenkte, um sich seinem ehemaligen Herrn dankbar zu bezeigen und im Guten von ihm zu scheiden, ihm den künstlichen italienischen Pflug, den er ehemals nach Mutter Ludlams Modell gemacht hatte, um ihr das geborgte Exemplar wiedergeben zu können. – Dieses Geschenk wurde gut aufgenommen, und mein Vater hatte dadurch wenigstens so viel gewonnen, daß er keinen bösen Leumund zurückließ. ›Richard war doch eine gute Haut, hieß es, ›nur ein wenig leichtsinnig, unstät und stürmisch, wie das junge Volk ist, aber ein schlauer und anschlägiger Kopf, der Alles konnte, was ihm unter die Hände kam, wie der Pflug ausweist, den er dem Vater Robert geschenkt hat.‹

95

So mußte ich also in meiner zarten Kindheit die häusliche Stille mit dem Geräusche des Krieges vertauschen. Es war ein wildes Volk, das Cervola den Herzögen von Österreich über den Hals führte, und meine sanfte Mutter litt unbeschreiblich durch die Auftritte, die sie unter diesem rohen Menschenhaufen erlebte. Unser erster Zug ging nach Frankreich, wo sich unser Heer sehr vergrößerte, und dann wie eine Fluth über die Gebirge herüber strömte, in die Länder, die man als Coucy's rechtmäßiges Eigenthum betrachtete. Zweimal in verschiedenen Jahren wurden die Unsrigen als ungebetene Gäste zurückgetrieben. Endlich mischte sich der Kaiser darein, und jagte die Engländer bis gen Colmar. Hier war es, wo ich zur Waise wurde; statt des gehofften Ruhmes und der reichen Beute,

96

fand mein Vater hier den Tod. Das englische Heer zerstreute sich, und meine Mutter und ich, nebst tausend eben so unglücklichen Weibern und Kindern, welche, wie wir, ihren Vätern und Männern gefolgt waren, blieben als Bettlerinnen zurück. Arbeit oder Dienste in dem ganz ausgezogenen Lande zu finden, war unmöglich; der Bettelstab trug uns in Gegenden, an die wir wohl nie gedacht hatten, bis endlich meine Mutter krank zu Schweidnitz liegen blieb, und daselbst von einer barmherzigen Samariterin aufgenommen und gepflegt wurde. Als sie genaß, blieben wir noch bei unserer Wohlthäterin; zwar bekamen wir keinen Lohn, aber wir genossen so gut wie die Hausfrau, des sparsamen Brodes, das wir ihr erarbeiten halfen. Ich war nicht unglücklich, und trauerte ich ja einmal, so fand ich in dem Anblicke meines Ringes Trost und reichen Stoff zu jugendlichen goldnen Träumen; aber als meine Mutter mir entrissen wurde, da verlor der Ring seinen Werth in meinen Augen. Was kann mir das Leben noch bieten, nachdem ich meine gute Mutter verloren habe?«

97

Marien's Augen füllten sich mit Thränen, als sie ihres traurigen Schicksales gedachte, und sie beschloß ihre Geschichte mit folgenden wenigen Worten: »Ich blieb in den Diensten meiner Frau, und an ihr lag es nicht, daß ich nicht aus ihrer Magd ihre Tochter wurde. Ihr Sohn verfolgte mich, da ich heranwuchs, mit seiner Liebe, aber er war ein wilder, roher Mensch, den ich nicht leiden konnte. Da ging er hin und nahm sich eine Andre, bei welcher ich seit dem Tode seiner Mutter, weil ich keine andre Zuflucht weiß, noch bin; aber länger halte ich es nicht in diesem Hause aus, wo die Frau mich mit Eifersucht, und der Mann auf eine noch schlimmere Art verfolgt.«

Als Marie ihre Erzählung geendet hatte, fragte Erdmann: »solltest du mir nicht noch Etwas mitzutheilen haben? Werde ich nie erfahren, warum du so oft nach dem Rumpelbrunnen wallfahrtest?«

Marie schien diese Frage zu überhören, und sagte nach einigem Bedenken: »ich vergaß ja ganz die Nutzenwendung, die in meiner Geschichte für dich enthalten ist! Baust du noch auf deinen Patron im Gebirge, seit dem du erfahren hast, was für Vortheile die Freundschaft der Mutter Ludlam meinen Eltern und mir brachte? Glaube doch ja, daß diese so hoch über uns stehenden Wesen uns nur zu ihrem Spielwerke gebrauchen; der Segen, den uns die Vorsicht durch unsern Fleiß oder gewöhnliche Glücksfälle gewährt, ist besser und dauernder als alle deine rübezahl'schen Schätze, und alle Spenden der Leihfrau in der Ludlamshöhle!«

98

»Du verachtetest sie alle? Auch den Ring der Hoffnung, den du mir zum Unterpfande gabst?«

»Auch ihn! Nur weil du ihn jetzt trägst, ist er mir noch theuer; hätte ich einen bessern gehabt, so wäre er gar nicht zu dieser Ehre gekommen. O der elenden, armseligen Hoffnungen, die er mir gab, und die nie erfüllt wurden! Hoffnungen eines Kindes, das man im Winter auf Rosen vertröstet! Habe ich nicht meine Eltern, habe ich nicht Alles verloren? Bin ich nicht eine Fremde in diesem Lande, und werden meine Aussichten nicht mit jedem Tage trüber? Ach, Erdmann, du weißt noch nicht Alles; erst heute erlitt ich einen neuen Verlust! – Deine Liebe ist es allein, die mich noch einigermaßen tröstet, und auf ihr beruhen jetzt alle meine Hoffnungen. Und dennoch sehe ich noch keine Möglichkeit, einst die Deinige zu werden!«

»Für diese Möglichkeit, du Zweiflerin, bürgt der Inhalt dieses Beutels!« rief Erdmann, indem er einen solchen, der anscheinend sehr schwer war, hervorzog. »Hierin sind die Gaben des wohlthätigen Berggeistes enthalten; der Rübezahl, wie du ihn immer, ich hoffe nicht aus Verachtung nennst, ist nicht so karg, wie deine vaterländische Leihfrau! In diesem Beutel sind fünfhundert neun und vierzig Goldstücke, achtzig Stück grobe Silbermünze und einige rare Kreuzpfennige; es ist mein ganzer Schatz, der, wie mich dünkt, hinreichen wird, unser Glück zu gründen. Sprich, was hindert mich, daß ich heute noch Meister Melchiorn den Dienst aufsahe, mit dir morgen, wenn ich dich hier finde, in das nächste Dorf zur Kirche gehe, und dich dann gleich vom Altare in eine von den benachbarten Städten bringe, wo, wie ich weiß, verschiedene Gasthäuser zum Verkaufe stehen, und wo wir gute Nahrung finden werden? Wähle, Marie, willst du nach Liebenau? nach Hirschberg? nach Reichenbach? oder willst du weiter in's Land, nach der großen Stadt Breslau? – O sprich, und weine nicht mehr, denn du siehst ja, daß unserer Verbindung gar nichts weiter im Wege steht.«

Aber Marie weinte fort, und drückte nur seine Hände, weil sie ihm mit Worten nicht danken konnte; Alles, was er ihr sagte, dünkte ihr ein Märchen. – »Gut macht Muth«, rief Erdmann, »und ich sehe wohl, ich muß dich mit dem vollen Anblicke unsers Schatzes erfreuen, wenn du deine Thränen trocknen sollst.« – Bei diesen Worten hob er seinen Beutel mühsam empor, löste die ledernen Riemen, bat Marien, die weiße Schürze wohl auszubreiten, und überschüttete ihren Schooß in einem Augenblicke mit einer ganzen Last – – rother, zierlich gerundeter Ziegel-

steine, unter welchen einige Dutzend weiße Kiesel sich besonders gut ausnahmen. –

100 Erdmann starrte seinen sogenannten Schatz lange mit offenem Munde
an, sprang dann auf und schlug sich wüthend vor die Stirn, während
Marie sich an den Baum, unter welchem sie saß, zurücklehnte und in ein
bitteres Lachen ausbrach! – »O Rübezahl! o Mutter Ludlam!« rief sie, »ich
101 merke wohl, ihr habt einander nichts vorzuwerfen.«

Dritter Abschnitt.

Das Gastmahl

Wäre es nach Marien gegangen, so hätte sie das ganze Vermögen ihres steinreichen Bräutigams in ihre Schürze genommen, und es in den nächsten Bach geschüttet. Aber Erdmann wehrte es ihr, raffte Alles sorgfältig wieder in den Sack, band ihn zu, und nahm sich vor, ihn zum Denkmahl fehlgeschlagener Hoffnung, und zum Beweis der großen Wahrheiten aufzuheben, die er aus seines klugen Mädchens Munde gehört hatte.

Vermochte nicht zu sprechen, sein Herz war zu bewegt, doch die Thräne in seinem Auge und die Heftigkeit, mit welcher er Marien in seine Arme schloß, sagten ihr: Ich verlasse dich nicht! Ich höre nicht auf zu hoffen, und wenn sich auch unserer Verbindung noch mehr Hindernisse entgegenstellten! – Auch Marie war stumm, und so gingen Beide Arm in Arm bis an den gewöhnlichen Scheideweg, um hier von einander Abschied zu nehmen. Da gedachten Beide plötzlich der Geschenke, die sie sich gegenseitig gemacht hatten, und indem sie befürchteten, daß auch diese sich verwandelt haben könnten, griffen sie ängstlich danach, er nach dem
102 Ringe, und sie nach dem Verlobungsthaler. Es gewährte ihnen einigen Trost, daß sich beide Geschenke noch richtig vorfanden, denn sonst würde der Kummer der armen Liebenden den höchsten Grad erreicht haben.

»Es scheint«, sagte Marie mit von Schluchzen unterbrochener Stimme, indem sie die symbolischen Hände auf dem Gepräge mit Andacht betrachtete, »es scheint, als könne wenigstens keine böse Macht unserm Bündnisse etwas anhaben! Gott sei dafür gelobt und gebenedeit.«

»Darum laß uns ferner hoffen«, setzte Erdmann hinzu, »wer weiß, welche glückliche Zeiten unsrer noch in der Zukunft warten!« –